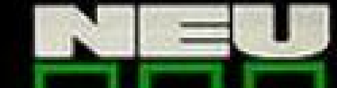
1,90 DM / Band 695
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 15,-



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Blut an bleichen Lippen

Frankreich F 6,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160



Blut an bleichen Lippen

John Sinclair Nr. 695

von Jason Dark

erschienen am 29.10.1991

Titelbild von Tom Hallmann

Sinclair Crew

Blut an bleichen Lippen

Nichts, aber auch gar nichts wies auf das herannahende Grauen hin. Es war einfach zu friedlich, und der kleine Teich badete im ersten Licht der Dämmerung. Die Schatten des einsetzenden Abends bewegten sich geräuschlos heran. Sie zeigten eine graue Farbe, vermischten sich mit dem Grün der Bäume und legten ihren Schleier auf die türkisfarbene Wasserfläche nieder, die dadurch einen tiefgrünen Schleier bekam, als wäre das Gewässer ein altes Rätsel, auf dessen Grund sich ein verwunschenes Reich befand.

In der Tat mieden zahlreiche Menschen den Teich. Um ihn rankten sich viele Geschichten, und die Bäume am Ufer sahen manchmal so aus, als würden sie sich mit ihren Ästen und Zweigen vor dem Wasser verbeugen.

Zu dieser Zeit überwog das Grün! Und die Stille!

Nur hin und wieder wurde sie unterbrochen, wenn die Insekten summten. Von der Westseite des Teiches her, wo um diese Zeit stets ein dünner Dunstfilm aufstieg und das Ufer wie mit einem hellen Bart umgab, löste sich ein Boot.

Es war ein dunkel gestrichener Ruderkahn, in dem eine einzige Person saß.

Sie hieß Lilian Demarest, und sie gehörte zu den Menschen, die sich vor dem Teich und auch vor der Dämmerung nicht fürchteten. Sie liebte die stillen Abende auf dem Wasser, wo sich der Tag verabschiedete, um dem Abend und der folgenden Nacht Platz zu schaffen.

Dann wurde die Welt anders.

Geheimnisvoller, unschärfer. Da hatte das Restlicht des Tages Farbe bekommen, die an einen Schleier erinnerte, der sich weich über das Wasser und die Uferregionen legte und die Natur wie ein dünner Mantel umgab.

Es war die berühmte Stunde zwischen Tag und Traum, wo plötzlich eine Zwischenzeit existierte, die zwar nicht zu sehen, aber dennoch zu fühlen war.

Lilian Demarest hütete sich davor, die Ruder zu hart in das grüne Wasser zu tauchen. Jedes laute Plätschern hätte sie gestört und auch die Stille zu hart unterbrochen. Das leise Plätschern aber paßte sehr gut zu dieser gesamten Atmosphäre, in der ein Mensch wie ein Störfaktor wirkte, wenn er sich nicht an gewisse Regeln hielt.

Lilian hatte die Uferregion schnell verlassen. Sie trug ein helles Kleid und wirkte in ihrem Boot wie ein fahrender Geist. Das dunkle Haar hatte sie zurückgekämmt, im Nacken wurde es von einer weißen Schleife gehalten.

Das Gesicht der jungen Frau zeigte eine vornehme Blässe, in der die dunklen Augen besonders auffielen. Sie lagen in den Höhlen wie zwei überreife Kirschen.

Die Schatten der heranziehenden Dämmerung machten ihr nichts. Viele fürchteten sich davor, sie aber fühlte sich von ihnen umfangen wie von ihrer Kleidung. Manchmal waren sie auch wie Beschützer.

Sie ruderte stets dieselbe Strecke. Immer nur bis zur Mitte des Sees, wo sie dann die Stangen einholte und sich einfach treiben ließ. Noch einmal kräftig durchziehen, einmal tief ein- und ausatmen, dann hatte sie es geschafft.

Sie lauschte dem leisen Klatschen der Wellen, holte die Ruder ein und blieb für einen Moment sitzen, um eins zu werden mit einer Natur, deren weiche Linien sie umgaben.

Auch das Plätschern der Wellen verging, ihr Kahn schaukelte noch einige Male, dann bewegte er sich nur noch, als sich Lilian nach

hinten lehnte, wo sie das große Kissen aufgestellt hatte, um ihrem Kopf und auch einem Teil des Rückens einen weichen Halt zu geben.

Die Haltung liebte sie. Es war genau der Sichtwinkel, der es ihr ermöglichte, gegen den immer dunkler werdenden Himmel, aber auch gegen die Bäume des Ufers zu blicken und vor sich hinzuträumen.

Daß sie sich nicht allein auf dem See befand, war ihr noch nicht aufgefallen. Sie konnte die beiden Männer auch nicht sehen, die sich am dichten Ufergestrüpp lautlos hatten ins Wasser gleiten lassen und getaucht waren, um in der grünen Tiefe weiterzuschwimmen.

Sie gehörten zu denjenigen, die Lilian schon seit Tagen beobachtet hatten. Sie wußten genau, wann sie auf den kleinen See hinausfuhr, und sie gehörten zu denjenigen Personen, die unbedingt eine Frau wollten.

Natürlich eine wie Lilian. So unschuldig wirkend, so schön, aber sie waren fest davon überzeugt, daß eine Person wie sie Feuer im Leib hatte. Und das wollten sie löschen.

Lilian ahnte nichts.

Noch immer saß und lag sie halb, schaute gegen den Himmel, sah die scharf konturierten Ränder der Wolken und lauschte dem leichten Wind, der ihren Körper liebkoste und mit dem Stoff des dünnen Kleides spielte. Es war weit geschnitten. Wenn sie tanzte, würde der Rock eine große Glocke bilden. In diesem Kleid hatte sie mal einen Maler inspiriert und gleichzeitig fasziniert. Er war von ihr so begeistert gewesen, daß er es sich nicht hatte nehmen lassen, sie auf eine Leinwand zu bannen.

Manchmal war das Leben wunderbar, so wie jetzt, wo sie sich in alte Märchen und Sagen hineinträumen konnte, denn dafür war die Landschaft wie geschaffen.

Die Schatten des herannahenden Abends legten sich von oben über sie und das Gewässer. Aber sie schienen auch aus dem Wasser zu steigen und bildeten einen geheimnisvollen Mantel, der nicht nur sie umgab, sondern auch die Geheimnisse des Wassers und der Umgebung einhüllte, damit sie nicht sichtbar wurden.

Für Lilian waren sie vorhanden.

Wenn sie die Augen halb schloß, glaubte sie, die wispernden Stimmen der fremden Wesen zu hören.

Da hatte sie den Eindruck, einfach weggetragen zu werden, hinein in eine fremde Welt, die jenseits der sichtbaren lag, wo sich Geister und andere Wesen tummelten, um mit den Menschen ihren Spaß zu haben.

Der größte Teil der Wasserfläche lag so unbeweglich, daß er schon an einen matten Spiegel mit grünlicher Oberfläche erinnerte. Nur an gewissen Stellen warf sie Wellen, und die wiederum konnten von Lilian nicht eingesehen werden.

Da erschienen zwei Köpfe!

Nasse Gesichter, Haare, die angeklatscht auf den Köpfen lagen, Münder, die weit offenstanden, damit die Männer genügend Luft holen konnten.

Sie schwammen weiter.

Durch Zeichen hatten sie sich untereinander verständigt. Sie waren ein gut eingespieltes Team. Jeder wußte genau, was der andere wollte. Sie konnten sich aufeinander verlassen.

Sie schwammen von verschiedenen Seiten auf das Boot zu. Jetzt nicht mehr unter Wasser, zumindest schauten die oberen Hälften ihrer Gesichter aus dem grünen See hervor.

Lilian war ahnungslos - und glücklich. Ihre Lippen hatten sich zu einem Lächeln verzogen, sie wollte auch noch die nächsten Minuten genießen und war dermaßen tief in ihrem Tagtraum verstrickt, daß sie die Berührung an der Steuerbordseite zuerst nicht bemerkte.

Beim zweiten Zufassen der Hände fiel ihr das unmotivierte Schaukeln auf.

Sie schaute nach rechts!

Zwei nasse Hände umklammerten den Rand. Normale Hände; auch dieser Anblick trieb den Schrecken in Lilian hinein wie eine heiße Messerklinge, die den Körper ausbrennen wollte.

Wer war das?

Die nächste Bewegung spürte sie an der Backbordseite. Auch dort wurde das Boot gezogen und gedrückt.

Wieder zwei Hände!

Sie erstarrte.

Und plötzlich kam die Angst. Zugleich mit den Gesichtern der Männer, die sich abgestemmt hatten, um den Kahn zu entern. Das Boot schwankte gewaltig. Lilian schrie leise auf, sie breitete die Arme aus, um den nötigen Halt zu finden, und ihr Gesicht schien nur mehr aus Augen zu bestehen, so weit waren sie aufgerissen.

»Jetzt gehörst du uns!«

Einer hatte nur gesprochen, der andere aber nickte, und auf seinem Gesicht erschien ein faunisches Grinsen. Beide strömten den Geruch des alten Wassers ab.

Ein wenig faulig und morbide…

Lilian wollte etwas sagen, aber sie kam nicht dazu. Immer wieder mußte sie die Männer anschauen.

Sie hatte sie noch nie gesehen, doch das dreckige Grinsen der Kerle sagte mehr als alle Worte.

Sie wollten ihr etwas antun!

Schnell fühlte Lilian sich bedrängt. Einer hockte sich vor ihr nieder, der andere war in ihren Rücken gelangt, und sie spürte plötzlich dessen nasse Hände auf ihren Schultern, die den grünen Stoff direkt an die Haut klatschten.

Dann wisperte eine Stimme direkt an ihrem rechten Ohr. »Jetzt gehörst du uns, Kleine. Und zwar ganz…«
Sie wußte, was diese Worte zu bedeuten hatten, wagte aber nicht, daran zu denken.
Der Mann hinter ihr sprach auch nicht weiter, denn er handelte. Seine kräftigen Finger packten zu, und Lilian hörte ein ihr sehr bekanntes Geräusch, das immer dann entsteht, wenn Stoff reißt. Sie verlor fast ihren rechten Ärmel, saß dabei steif wie ein Eisgebilde und konnte nur flüstern: »Bitte nicht… bitte nicht…«
Der Mann vor ihr lachte. Er hatte sich einen dunklen Bart wachsen lassen, der um seinen Mund hing wie das nasse Fell einer Wasserratte. Auch von seinen Händen mit den schmutzigen Fingernägeln tropfte das Wasser, als er nach ihrem Ausschnitt faßte.
»Jetzt!« sagte er und riß.
Das Geräusch ging Lilian durch Mark und Bein. Er hatte so etwas Schreckliches, Endgültiges an sich. Ihr war, als würde sie nun alles verlieren, auf das sie stolz war.
Kälte ließ einen Schauer auf ihrer Haut entstehen. Der Kerl vor ihr glotzte gierig auf das Unterzeug.
Sie trug ein Hemd, und es war als Bustier geschnitten.
Der Ansatz ihres kräftigen Busens machte den Kerl vor ihr fast verrückt. Er griff nach ihr.
Wieso Lilian reagierte, was plötzlich über sie kam, wußte sie nicht zu erklären.
»Ich will dich küssen!« hörte sie ihn noch keuchen, aber sie war schneller als er.
Ihre Hand schoß ebenfalls vor. Die Finger waren dabei gespreizt, sie zielten auf das Gesicht, und sie trafen. Sie hörte den Schrei. Unter ihren Fingerkuppen spürte sie etwas Weiches, beinahe schon Glitschiges, und sie sah nicht, daß es die Augen des Mannes waren, die sie getroffen hatte. Der Schrei war furchtbar, er hatte auch den zweiten Kerl für einen Moment zur Bewegungslosigkeit verdammt, und diese Spanne wiederum nutzte Lilian aus. Sie warf sich nach rechts. Dabei hatte sie sich sehr viel Schwung gegeben, weil sie schon beim ersten Versuch über die Reling kippen wollte.
Das Boot schwankte durch die plötzliche Gewichtsverlagerung, es drohte zu kentern, doch zuvor hatte es Lilian bereits verlassen. Der Mann hinter ihr schnappte zu, wollte sie halten, aber seine Finger rutschten an ihrem Bein ab.
Dann war sie weg. Sie schluckte Wasser. Es lockte sie, es schien sie erwartet zu haben, denn sie spürte nicht einmal Scheu vor dieser wogenden grünen Flut.
Sie tauchte unter.
Dabei blähte sich ihr Kleid noch einmal auf und gab ihr das Aussehen

eines wunderschönen Engels, der langsam seinem Tod entgegenwebte.

Der Bärtige rieb seine Augen. Sie schmerzten, Tränen rannen aus ihnen hervor. Er konnte noch nichts sehen.

Der zweite Mann hatte sich über den Rand gebeugt. Noch immer schaukelte das Boot, und es würde sich auch so leicht nicht fangen, aber das interessierte den Kerl nicht.

Er blickte dem Körper nach, der immer tiefer sank, dem Grund des kleinen Sees entgegen.

Das Kleid blieb aufgepumpt. Es wirkte plötzlich wie ein Totenhemd, das die Gestalt verdecken sollte, es aber nicht so recht schaffte, weil die dunkelgrüne Farbe des Wassers stärker war und so wirkte wie ein riesiger Sarg aus Glas.

Lilian verschwand vor den Augen der beiden Männer…

»O verdammt!« flüsterte der Typ mit den blonden Haaren und fügte noch mehrere Flüche hinzu.

»Das ist…«

»Meine Augen, Mann.«

»Scheiß auf deine Augen!«

Der Bärtige hob den Kopf. Noch immer rannen Tränen an den Wangen entlang. Er wischte sie ab, und sie hatten sich längst mit dem Wasser vermischt.

»Sie ist weg, hörst du?«

»Ja, verdammt!«

»Sie ist auch nicht wieder aufgetaucht!«

»Na und?«

»Sie ist ertrunken!« schrie der Blonde. »Sie ist ertrunken. Und wir sind schuld.«

Der Verletzte schüttelte den Kopf.

Er ließ seine Hände nach unten sinken, schluckte und zwinkerte mit den Augen. Er konnte wieder etwas erkennen, auch wenn die Welt durch einen Nebelschleier verzerrt war. »Die wird ans Ufer schwimmen.«

Der andere lachte. »Was ist denn, wenn sie nicht schwimmen kann?«

»Jeder kann schwimmen.«

»Bist du sicher?«

»Klar.«

Der Blonde schaute auf seine rechte Hand. Er hielt noch immer den Stoffetzen aus dem Kleid fest.

Mit einer wütenden Bewegung schleuderte er ihn ins Wasser.

»Wir müssen zurück, Calvin.«

Calvin war der Mann mit dem Bart. »Ich rudere nicht. Mach du das. Du wirst sehen. Wenn wir am Ufer sind, ist sie schon längst dort. Das schwöre ich.«

»Was geschieht dann?«

»Weiß ich doch nicht.«
»Die wird Hilfe holen.«
Calvin nickte. »Kann sein. Deshalb solltest du dich auch in die Riemen legen.«
»Scheiße, Mann!« Es blieb dem Knaben nichts anderes übrig, als die Ruder zu packen.
Er drehte noch auf der Seemitte, so daß der Bug des Bootes in Richtung Ufer wies. Natürlich interessierte sich der Ruderer nicht nur für seine Arbeit, er ließ auch seine Blicke über die Wasserfläche gleiten, weil er noch immer daran glaubte, daß Lilian Demarest irgendwann wieder auftauchen würde.
Vielleicht schwamm sie auch unter Wasser weiter. Es gab ja Menschen, die lange die Luft anhalten und dementsprechend gut tauchen konnten.
Der kleine See hatte sie geschluckt. Das Reich der Legenden und Märchen, bevölkert von Seeschlangen, Nixen und Wassermonstern.
Das gefiel Joey überhaupt nicht. Seine Mutter hatte ihn auf den Namen Joseph getauft, ein heiliger Name, aber damit hatte der Blonde nichts im Sinn. Kirchen kannte er nur von außen. Das heißt, einmal hatte er einer einen Besuch abgestattet - um sie auszurauben.
An diesem Abend jedoch dachte er anders darüber. Da wünschte er sich den Schutz der Kirche und der Heiligen. Da dachte er plötzlich an seinen eigentlichen Namen und nicht an den, mit dem er gerufen wurde - an Joey.
Die Strecke kam ihm weit vor, viel zu weit. Unsichtbare Hände schienen unter Wasser über den Kiel des Kahnes hinwegzustreichen und ihn in eine andere Richtung zu drücken. Als wäre dort jemand in der Tiefe verborgen, der nicht wollte, daß sie das Ufer erreichten.
Sein Magen drückte, er pumpte sich auf. Calvin hockte ihm gegenüber und rieb auch jetzt über seine Augen. Der Himmel über ihnen nahm an Dunkelheit zu. Er bekam eine bleigraue Farbe, die sich immer tiefer senkte, wie eine gewaltige Decke, die die beiden Männer mitsamt dem Boot in Kürze zu erdrücken drohte.
Das Ufer hatte eine andere Form bekommen. Die dort wachsenden Büsche waren größer, voluminöser geworden. Dafür sorgte der wallige Dunst, der sie umschlungen hielt.
Das war schlimm, sehr schlimm sogar. Ein böses Omen, das ihnen entgegengeschickt wurde.
Der See selbst lag ruhig. Nichts rührte sich. Nur die ab und zu eintauchenden Ruder erzeugten Wellen oder hinterließen leise, klatschende Geräusche.
Seine Furcht wuchs.
Calvin merkte davon nichts. Er hockte vor der Ruderbank und brabbelte unverständliches Zeug. Die Augen waren gerötet, die Hände

zu Fäusten geballt, ein Zeichen für seine unbändige Wut, die in ihm kochte.

Sicherlich hatte er Lilian Rache geschworen. So dachte Joey nicht. Sie konnten froh sein, wenn sie gesund und heil das Ufer erreichten und bis dahin nichts passierte.

Schilf wuchs in den See hinein. Es schwankte leicht. Auch darüber hinweg glitt der schwache Dunst, wie von geisterhaften Händen getrieben. Die Furcht des Ruderers steigerte sich. Obwohl das Ufer immer näher rückte, kam es ihm vor wie eine andere Welt, die sich über die normale geschoben hatte. Es hätte ihn nicht gewundert, wenn Lilian Demarest als Gespenst erschienen wäre, um sich zu rächen.

Der Schilfgürtel schwankte ein wenig, als der Bug sich hineinschob. Sie hatten sich keine gute Stelle für ein Anlegen ausgesucht. Da gab es bessere, wo sie dann trockenen Fußes das Ufer erreichen konnten.

Der Widerstand des Schilfs hielt das Boot fest. Es glitt nicht mehr weiter.

Joey stand auf, nickte Calvin zu. »Los, du kannst den Kahn jetzt verlassen.«

»Wo ist sie?«

»Weiß ich nicht.« Joey trat über die Bordwand. Fuß und Bein fanden eine Lücke zwischen den Rohren. Er hörte es klatschen, als sein Fuß das Wasser berührte und dann einsank.

Bis zu den Schienbeinen reichte ihm das Wasser. Der Grund war weich und schlammig. Das Zeug hatte sich dort verteilt, als wollte es denjenigen, der es durchschritt, festhalten.

Calvin ging hinter seinem Kumpan her. Er fluchte, weil die Rohre, die Joey zur Seite gebogen hatte, wieder zurückschnellten und sich ihm in den Weg stellten.

»Verdammt, ich will…«

»Wir sind da, Calvin!« Noch ein langer Schritt, und Joey hatte Boden unter den Füßen. Er drehte sich um, reichte Calvin die Hand, dessen Augen wieder anfingen zu tränen.

Auch er kletterte an Land. Beide Männer waren sofort von dünnen Dunstschleiern umweht. Die Kronen der mächtigen Bäume im Hintergrund waren kaum zu erkennen.

Ähnlich erging es den Trauerweiden. Auch gegen sie flossen die trägen Wolken und ließen sie als gespenstisch anmutende Monstren erscheinen.

Joey hatte bereits darüber nachgedacht, wie sie weiter vorgehen sollten. Jedenfalls mußten sie die Gegend verlassen. Man würde Lilian vermissen, man würde nach Spuren suchen und die auch finden. Da war es besser, wenn sie sich aus dem Staub machten.

»Alles klar?« fragte er.

»Bis auf die Augen.«

»Dann komm.«

Sie kamen nicht weit. Nach drei Schritten blieben sie stehen, wie von einer Wand gestoppt.

Sie hatten eine Stimme vernommen.

Eine Frauenstimme, weich, lockend, aber mit einem nicht zu überhörenden Unterton.

»Wolltet ihr mich nicht küssen, ihr beiden?«

Lilian! Das war Lilian Demarest.

Joey und Calvin waren sprachlos. Wie eine Eisdusche hatte sie der Schock getroffen und unbeweglich gemacht.

Sie schauten sich an.

Calvin stotterte leise ihren Namen, während Joey nicht fähig war, ein Wort zu sprechen, da ihn Alpträume quälten. All den Schrecken, den er sich bei ihrer Ruderfahrt über den See ausgemalt hatte, schien plötzlich wahr zu werden.

Sie hatte das Ufer vor ihnen erreicht, sie war nicht ertrunken, aber es stimmte trotzdem nicht alles.

Da war ihre Stimme.

Sie klang so anders, so hohl, als würde sie direkt aus einem Grab rufen.

Konnte sich eine Stimme innerhalb einer kurzen Zeitspanne derartig verändern?

In Joeys Mund lag eine Wüste. Ausgetrocknet, kratzig. Auch wenn er es gewollt hätte, er hätte es kaum geschafft, nur ein Wort hervorzubringen. Dann aber riß der Bann.

Er drehte sich nach rechts.

Genau dort stand sie!

Lilian hatte sich einen bestimmten Platz ausgesucht, eine freie Stelle, im Rücken aber durch einen Baum geschützt, der hinter ihr wie ein mächtiger Leibwächter hochwuchs. Seine Zweige hatten sich durch den Nebel verändert und erinnerten mehr an die blanken, düsteren, haarlosen Arme einer gewaltigen Leiche.

Wie eine Leiche sah sie auch aus. Er wollte es kaum glauben, sein Inneres fror noch mehr ein, aber Lilian Demarest hatte sich verändert. Sie sah aus wie eine lebende Tote…

***

Das Gesicht schien aus einem dünnen Knochenmuster zu bestehen, über das eine sehr straffe, helle Gummihaut gespannt worden war. Ihr Haar war innerhalb der kurzen Zeit grauweiß geworden, überhaupt nicht naß, und stand strähnig gezupft in die Höhe.

Die dunklen Pupillen waren ebenfalls verschwunden und hatten blassen Kreisen Platz schaffen müssen. Es waren Totenaugen, die Joey anblickten und ihn vor Angst zittern ließen.

Totenaugen und Totenhände…

Sehr lange Finger, auch sehr dünn, spitze Nägel. Ein Kleid, das nur mehr einen Ärmel besaß, die Gestalt der Frau umflatterte wie ein Totenhemd, gegen das der Wind blies und bestimmte Stellen zittern ließ wie kleine Wellen auf dem Wasser.

Es reichte fast bis zu den Füßen, die unter dem Saum hervorschauten, als wären es Knochengebilde, von denen sich das Fleisch immer weiter ablöste. Matt schimmerten die Zehennägel, und als sich die Füße bewegten, da hatte es den Anschein, als würden Perlen durch das dünne Gras des Bodens gleiten.

Sie kam…

Und wieder fragte sie: »Wolltet ihr mich nicht küssen? Hattet ihr das nicht vorgehabt?«

Joeys Lippen zuckten. Er wollte lautstark protestieren, das gelang ihm nicht. Er konnte nicht einmal den Kopf schütteln und kam sich vor wie sein eigenes Denkmal.

Aber sie war da.

Sie war kein Trugbild, keine Erscheinung, kein Spuk. Noch näher kam sie an ihn heran. Er konnte sie riechen. Es war ein fauliger Wassergestank, der von ihr ausging und ihm beinahe den Atem raubte, weil er so intensiv war.

»Küssen…«

Sie brachte noch dieses eine Wort hervor, dann packte sie zu. Sie bewegte sich eckig und gleichzeitig wahnsinnig schnell. Joey war es nicht mehr möglich, sich zu wehren.

Im Boot hatte er Lilian seine Hände auf die Schultern gelegt, jetzt war es umgekehrt, da spürte er den Druck ihrer Klauen rechts und links des Kopfes.

Ihre Finger bohrten sich immer tiefer, und sie ließen nicht los.

Eine für ihn nicht vorstellbare Kraft zog ihn hoch.

Er schaute sie an.

Sie sah ihn an.

»Küssen, Süßer…«

Dann öffnete sie den Mund. Ein kräftiges Gebiß blitzte ihm für einen Moment entgegen.

Gefährliche Zähne…

Sie ›küßte‹.

Joey schrie. Nur kurz, mehr schaffte er nicht, denn da berührten die eisigen Totenlippen seinen Mund, glitten über die Lippen hinweg, wobei es nicht blieb, denn die kräftigen Zähne kannten kein Pardon und bissen gnadenlos zu.

Der Schmerz war nicht auszuhalten. Joey glaubte, daß eine Kraft dabei war, ihm die Lippen abzureißen. Er sackte in die Knie. Das Blut sprudelte; er sah, wie, es zu Boden tropfte und auch gegen die Blätter

der nahen Büsche sprühte.
Sein Blut…
Und sie biß weiter, tiefer…
Joey sank zu Boden. Die Hände brauchten ihn nicht mehr zu halten. Er schaffte es sowieso nicht, wieder auf die Füße zu kommen, denn sein Lebensfaden war gerissen.
Lilian aber fuhr herum. Sie schaute Calvin an, der nur auf ihre untere Gesichtshälfte starren konnte, die aussah, als wäre sie mit dunkelroter Farbe beschmiert worden.
Nicht nur Joey wollte sie holen, auch ihn.
Und sie streckte ihm den rechten Arm entgegen, wobei sie mit dem Zeigefinger winkte.
»Komm her zu mir. Auch du wolltest etwas von mir. Du wolltest mich doch küssen…«
Er schluckte.
»Warum sagst du nichts?«
Aus seinem Mund drang ein Röcheln…
»Angst?« Sie ging auf ihn zu. Das Gras unter ihren Füßen raschelte leise. Für Calvin war es eine tödliche Musik, die er unfreiwillig hörte. Er wollte sich wehren, aber etwas bremste ihm. Da war eine andere Macht, eine fremde Kraft, der er nichts entgegensetzen konnte. Sie schien auch nicht von dieser Welt zu sein, sondern sich in der Tiefe einer anderen Dimension gebildet zu haben.
Eine dämonische, eine geisterhafte Kraft.
»Na, du Hundesohn!«
Calvin öffnete den Mund. Seine Augen tränten wieder, deshalb verschwamm die Gestalt noch mehr.
»Laß mich… laß mich gehen…«
»Ja, das kannst du. Aber erst nach dem Kuß, mein Lieber. Verstehst du? Nach dem Kuß.«
Dann griff sie zu.
Sie schlug ihre Klauen in seine Kleidung. Sie riß ihn hart an sich heran, so daß er heftig gegen den kalten, knochigen Körper prallte. Und sie ›küßte‹ ihn.
Es war wie bei Joey. Auch Calvin hatte keine Chance. Irgendwann sank er zu Boden und rührte sich nicht mehr.
Erst dann war Lilian zufrieden.
Sie ging weg und wurde eins mit dem Nebel. Zurück blieb ein kleiner See, der sein Geheimnis preisgab.
Lilian aber hatte ihre ersten Opfer gefunden.
Es sollten noch mehr werden, viel mehr, denn es gab sehr viele Frauen, die einen Schutzengel brauchten…

***

»Ich bin froh, daß Sie gekommen sind, Mr. Sinclair«, sagte Mason Walker und reichte mir die Hand.

Mein Lächeln fiel unverkrampft aus. »Sie haben mich schon mehrmals angerufen.«

»Ich weiß.«

»Aber Sie wissen ja, wie das ist. Die Zeit ist oft genug nicht vorhanden.«

»Sie sind ein vielbeschäftigter Mann, Mr. Sinclair.«

»Stimmt.«

»Und darüber freue ich mich.«

Als er meinen verständnislosen Blick bemerkte, fing er an zu lachen.

»Nicht, was Sie vielleicht denken, Mr. Sinclair, aber ich freue mich deshalb, weil Sie dafür sorgen, daß es weniger Dämonen und Geister auf dieser Welt gibt.«

»So kann man es auch sehen.«

Mason Walker hielt mir die Tür der kleine Sakristei auf, so daß ich eintreten konnte. Er war ein Mann, der den Zenit des Lebens bereits überschritten hatte. Das Haar wuchs nur noch an wenigen Stellen auf seinem Kopf, das meiste in der hinteren Hälfte, dafür waren die sehr dunklen Augenbrauen so geblieben wie in seiner Jugend. Als zwei schwarze Balken bildeten sie das untere Ende der Stirn. Sein Gesicht war rund, das Lächeln herrlich, nur die Augen blickten ein wenig sorgenvoll, als wäre er dabei, permanent über das Leid der Welt nachzudenken.

Er schloß hinter mir die Tür, bot mir einen Platz an, und ich setzte mich auf den schlichten Stuhl.

Hier war überhaupt alles schlicht.

Der Stuhl, der Tisch, der einfache Schrank, das Fenster mit dem verschlissen aussehenden Holzrahmen und das Kreuz an der weißen Wand. Unter der Decke hing eine Lampe, die aussah wie eine große Banane. Sie paßte nicht in den Raum.

»Zu trinken darf ich Ihnen doch etwas anbieten, nicht wahr?«

»Denken Sie daran, daß ich mit dem Wagen gekommen bin.«

»Trotzdem. Ein kleiner Schluck kann nicht schaden. Ich habe einen hervorragenden Drink, einen Kräuterlikör, den mir Freunde aus einem Kloster schicken.«

»Da sage ich nicht nein.«

Er holte Gläser und stellte eine braune, bauchige Flasche dazu, die mit einem Korken verschlossen war. Als er ihn herauszog, duftete es aus der Öffnung nach einem Gemisch, in dem der Pfefferminzgeruch überwog.

Dazu paßte auch die grüne Farbe des Drinks, der wie Öl aus der Öffnung floß.

Er verteilte ihn in zwei Gläser, nahm mir gegenüber Platz und schob

mir ein Glas zu.
»Auf Sie, Mr. Sinclair.«
»Und auf Sie.«
»Ach nein.« Bescheiden winkte er ab. »Ich bin nicht so wichtig. Sie leisten größere Dienste.«
»Nun machen Sie mal einen Punkt. Zuviel Lob läßt mich sonst erröten.«
»Ich meine es ehrlich.« Er schaute mich an, und es stand keine Falschheit in seinen Augen, deshalb glaubte ich ihm, trank den ersten Schluck, leckte mir noch den Rest der Tropfen von den Lippen, schmeckte und lobte das Getränk, das wirklich gut mundete und gleichzeitig erfrischte.
Mason Walker lächelte. Er stellte sein Glas ab, drehte es und legte die hohe Stirn in Falten. »Da wir uns gegenseitig genug gelobt haben, möchte ich gern zur Sache kommen.«
»Ich habe nichts dagegen.«
»Sie sind mittlerweile ziemlich bekannt geworden, Mr. Sinclair, denn auch die Geistlichkeit steht auf Ihrer Seite. Man spricht in diesen Kreisen oft von Ihnen, aber das ist nicht das Problem, sondern nur ein Hinweis darauf, weshalb ich mich gerade an Sie gewandt habe, obwohl das Pfarrerehepaar davon nichts weiß und es wahrscheinlich auch nicht begreifen würde.«
»Worum geht es denn?«
Er holte tief Luft. »Das ist nicht so einfach zu erklären. Zuvor eine Frage: Glauben Sie an Geister?«
»Jjjjaaa…«
»Ehrlich?«
Ich mußte lächeln. »Ich weiß, daß es sie gibt, und ich habe auch meine Erfahrungen gemacht. Möchten Sie eine Abhandlung von mir hören, gemischt mit Daten der Parapsychologie und…«
»Nein, nein, das nicht. Ich wollte mich nur vergewissern, daß Sie daran glauben, weil das nämlich wichtig ist. An Geister und vielleicht auch an Engel«, murmelte er.
»Engel, sagten Sie?«
»Ja.«
»Spielen die auch eine Rolle?«
Er nickte und schüttelte dann den Kopf. »Ich bin mir nicht sicher, Mr. Sinclair. Aber ich weiß nicht, wo ich etwas trennen soll. Ich kann Ihnen auch nicht viel beweisen, es geht mir darum, daß Sie mich in die Kirche begleiten und ich Ihre Meinung hören möchte. Vielleicht spinne ich mir da auch etwas zusammen, möglicherweise aber nicht. Und dieser kleine Rest von Nichtwissen bereitet mir Sorgen.«
»Gut«, sagte ich. »Lassen wie das einmal dahingestellt. Der kleine Rest bereitet Ihnen Sorgen, aber nicht dem Pfarrerehepaar.«

»Er und seine Frau halten mich für übergeschnappt. Ich habe ihnen von meinem Verdacht berichtet und erntete nur ein Lächeln, das war alles. Sie können mir nicht glauben.«

»Was macht Sie so sicher?«

Er hob die Schultern. »Vielleicht meine Herkunft, Sir. Ich stamme aus einem kleinen Ort an der Westküste. Dort sieht man die Welt mit anderen Augen als hier in der Großstadt oder an der Peripherie, an der wir uns befinden. Bei uns wurde noch an Sagen und Legenden geglaubt. Da lebten Menschen mit der Natur im Einklang, da wußte jeder über den Begriff Avalon Bescheid…«

Ich unterbrach ihn, weil mich der eine Name doch elektrisiert hatte. »Hat das etwas mit Avalon zu tun, das Sie mir zeigen wollen?«

»Nein, sicherlich nicht. Ich möchte Sie auch gleich korrigieren, Mr. Sinclair. Sie werden wahrscheinlich nichts sehen und möglicherweise auch lächeln, aber wahrscheinlich können Sie es fühlen. Und darauf will ich hinaus.«

»Sollen wir jetzt gehen?«

»Pardon.« Er stand auf. »Ich habe nicht mehr daran gedacht, daß Ihre Zeit kostbar ist.«

»So schlimm ist es auch nicht.«

Mason Walker ging vor. Er schritt gebeugt, sein Rücken war gekrümmt, als hätte er eine schwere Last zu tragen. Neben einem schmalen Aktenschrank befand sich eine zweite Tür, die er öffnete. In der kleinen Sakristei war es ziemlich warm gewesen, jetzt strömte mir die kühle Luft aus der Kirche entgegen und ließ mich leicht frösteln.

Es war wie immer, wenn ich ein Gotteshaus betrat. Unwillkürlich dämpfte ich meine Schritte. Ich sprach auch nie laut, senkte die Stimme zu einem Flüstern.

Die Kirche war ziemlich groß. Wir kamen von der rechten Seite. Schräg vor mir sah ich die Reihen der dunklen Bänke, geteilt durch einen Mittelgang.

Wir gingen dorthin, wo er endete und sich die ersten Reihen ausbreiteten. Es gab einen leeren Raum zwischen ihnen und dem Beginn der beiden breiten Stufen, die hoch zum Altar führten, wo eine schlichte graue Steinplatte von zwei schmalen Säulen gehalten wurde. Auf der Platte lag ein weißes Tuch. Es lag schräg und bedeckte das Viereck nicht einmal zur Hälfte.

Ich schaute in den Hintergrund, wo sechs Kerzen brannten, die in zwei verschiedenen Leuchtern standen.

Außer uns befand sich niemand in der Kirche. Es war ein Ort der Stille, der Weihe. Durch die Fenster sickerte trübes Tageslicht. Die Sonne hielt sich wieder einmal hinter den Wolken verborgen. In diesem Jahr wollte der Sommer nicht kommen.

Der Küster schaute gegen die Decke. Sie wölbte sich über uns wie

eine schmale Kuppel. Ich sah, wie er seine Nase bewegte, um einen bestimmten Geruch aufzunehmen, der mir allerdings nicht aufgefallen war. Für mich roch es normal.

Walker nickte. »Er war wieder hier!« flüsterte er mir zu.

»Wer?«

»Der Geist…«

Der Küster hatte mit ernster Stimme gesprochen, und ich fragte ihn: »Woher wissen Sie es so genau?«

Er winkte mir zu. »Kommen Sie mit. Ich bin sicher, daß Sie gleich anders denken.«

»Das hoffe ich doch.«

Wir gingen die beiden breiten Stufen hoch und dann auf den schlichten Altar zu, den wir an der rechten Seite passierten. Unter unseren Füßen breitete sich der Steinboden aus. Die Fliesen waren ziemlich groß und schimmerten graugrün.

Unruhiges Kerzenlicht floß uns entgegen und malte reflektierende Punkte und Kreise auf unsere Körper. Der Küster war auf den Raum zwischen den beiden Kerzen fixiert. Auf dem Boden breiteten sich Schatten aus, die sich an den Rändern bewegten, als würden unsichtbare Krallenhände daran zupfen.

Er ging vor und versperrte mir die Sicht auf einen bestimmten Gegenstand. »Da ist es«, sagte er und trat einen Schritt zur Seite. »Ja, er war wieder hier.«

Den Beweis sah ich.

Er lag nur wenige Schritte entfernt auf dem Kirchenboden und war eine dunkelrote Rose…

***

Mit allem hätte ich gerechnet, damit allerdings nicht. Ich stand da, Walker sah mir an, daß ich überlegte, aber er sagte keinen Ton und ließ mich mit meinen Gedanken allein.

Nur sein und mein Atem waren zu hören, und so vergingen die folgenden Sekunden.

Nun bin ich kein Mensch, der etwas gegen Blumen hat, ich mag sie sogar sehr, doch die dunkelrote Rose hier auf dem Boden der Kirche kam mir schon ein wenig deplaziert vor. Sie gehörte in eine Vase, aber nicht hinter diesen Altar, wie ich fand.

»Was sagen Sie, Mr. Sinclair?«

Ich hob die Schultern. »Was soll ich Ihnen antworten, Mr. Walker? Ich weiß es nicht.«

»Das ist nicht normal.«

»Kann ich mir vorstellen.«

»Obwohl die Rosen ja die Blumen der Liebe sind, sehe ich dies mit anderen Augen.«

»Ich möchte da nicht widersprechen, Sie aber gleichzeitig fragen, was an dieser Tatsache, daß hier eine Rose liegt, Sie so erregt hat, daß Sie mir Bescheid gaben.«

»Sie werden die Lösung noch bekommen und dann ebenso denken wie ich, Mr. Sinclair.«

»Und wann oder wie?«

Er streckte den Arm aus. Mit dem Zeigefinger deutete er auf die Blume. »Gehen Sie hin, Mr. Sinclair«, flüsterte er mit Zitterstimme. »Bücken Sie sich und fassen Sie die Rose an ihren Blättern an.«

»Schön. Und was noch?«

»Machen Sie das bitte.«

Er hatte so drängend gesprochen, daß ich mich nicht länger weigern konnte. Seltsam erschien es mir schon, aber ich hatte Schlimmeres erlebt als diesen eigentlich schlichten Wunsch.

Deshalb tat ich ihm den Gefallen, legte die kurze Distanz mit zwei Schritten zurück und ging dicht neben der Rose in die Knie, wobei mir tatsächlich ihr Geruch entgegenströmte, der mich allerdings etwas irritierte.

Ich wußte, daß Rosen intensiv duften können. Diese aber roch derart stark, wie ich es noch nie zuvor erlebt hatte. Es war auch nicht unbedingt der Rosenduft, der mir entgegenströmte, in ihn hinein hatte sich noch ein anderes Aroma gemischt.

Etwas Fauliges…

Auch das konnte im Prinzip als normal angesehen werden, weil Rosen eben so intensiv riechen, bevor sie verblühen. Aber nicht so intensiv, nicht nach sterbender Natur oder fauligem Wasser und Vergänglichkeit - ja, und sogar nach Tod.

Hinter mir sprach der Küster. Seine Stimme schien von der Eingangstür der Kirche her mich zu erreichen, so ungewöhnlich entfernt klang sie, und ich kam mir vor, als würde ich im Bann dieser tiefroten, ungewöhnlichen Blume stehen.

»Fassen Sie die Rose an, Mr. Sinclair. Dabei spielt es keine Rolle, welches Blatt sie berühren. Sie sollen es nur zwischen Ihren Fingern zerreiben.«

»Okay, wenn Sie meinen.« Ich wollte ihm gern den Gefallen tun. Zum Blütenkelch hin wuchsen die Blätter dichter zusammen, das war wie bei einem Salatkopf.

Ich suchte mir ein Blatt aus, berührte es mit der Daumen- und Zeigefingerkuppe, gab den Fingern ein wenig Druck und begann damit, das Blütenblatt zu reiben.

Es fühlte sich fettig oder ölig an. Kein Unterschied zu anderen Rosenblättern.

»Reiben Sie weiter, Sir…«

Ich tat es. Ich rieb, ich…

Verdammt, was war das?

Im ersten Augenblick war ich irritiert. Aber diese Irritation verwandelte sich in Staunen oder Entsetzen, denn ich spürte zwischen meinen Fingern kein Rosenblatt mehr, sondern eine rote, sirupartige Flüssigkeit, die tropfenweise in den Kelch lief.

Ich faßte ein anderes Blatt an.

Es geschah das gleiche.

»Zerdrücken Sie den Kelch, Mr. Sinclair!«

Als ich meine Hand um die Blume schloß, hatte ich für einen Moment das Gefühl, ein Lebewesen zu zerdrücken, aber es war nur eine Rose, doch eine sehr ungewöhnliche.

Den Druck der Blätter auf meiner Haut merkte ich so gut wie nicht. Dafür aber die Flüssigkeit, die sich dort verteilte, und ich öffnete meine Faust, um einen Moment später die Hand zu drehen, damit ich gegen sie schauen konnte.

Sie war rot.

Rot von Blut!

Keine Krümel, keine Reste der Blätter, nur eben dieses Blut. Ich winkelte meinen Daumen an und fuhr mit der Kuppe über den Handteller hinweg, wo ich mit dem Daumen einen Streifen durch die Blutschicht zog und mir das Zeug auch unter den Nagel schmierte.

Blut besitzt einen bestimmten Geruch. Ich hatte oft genug damit zu tun, hob die Hand an und ließ meine Nase dicht darüber hinwegschweben.

Ja, so roch Blut…

Menschenblut!

Ich drückte mich wieder hoch, drehte mich um und sah den Küster wie eine Schattengestalt auf der obersten Stufe der Treppe stehen. Ich hörte ihn auch fragen.

»Nun, habe ich Ihnen zuviel versprochen?«

»Bestimmt nicht«, erwiderte ich leise.

Er nickte und sah dabei aus, als würde ihm dies schwerfallen. »Es ist Blut, Mr. Sinclair, es ist sogar das Blut eines Menschen, und es ist nicht die erste Rose, die ich hier hinter dem Altar gefunden habe. Verstehen Sie jetzt meine Unsicherheit?«

Ich holte ein Tuch aus der Tasche und wischte den roten Schmier so gut wie möglich ab.

»Sie können sich gleich die Hände waschen, Mr. Sinclair.«

»Danke.«

»Was ist Ihre Meinung?«

Ich hob die Schultern. »Bisher habe ich noch keine. Ich weiß einfach zu wenig und muß mich an Sie halten, denn Sie scheinen Erfahrung darin zu haben, was das Auffinden dieser ungewöhnlichen Blumen angeht. Tut mir leid, daß ich Ihnen noch nicht weiterhelfen kann.«

»Das dachte ich mir. Aber Sie stimmen mit mir überein, daß die Existenz derartiger Blumen mehr als ungewöhnlich ist.«

»Da haben Sie wohl recht.«

»Wollen Sie nicht nach den Gründen fragen?«

Ich ging auf ihn zu. »Wie oft haben Sie hier schon diese Rosen entdeckt, Mr. Walker?«

»Das war die vierte.«

Ich nickte. »Schön. Wenn ich mich recht erinnere, haben Sie in der Sakristei von Geistern gesprochen und mich sogar danach gefragt, ob ich daran glaube. Sind Sie möglicherweise der Meinung, daß ein Geist die Rosen als rätselhafte Souvenirs hinterlassen hat?«

»Genau, Sir!«

»Das müssen Sie mir erklären.«

Er senkte den Blick, als gäbe es auf dem Boden etwas Interessantes zu entdecken. »Schuld und Sühne«, murmelte er, »es hängt alles mit der Schuld und der Sühne zusammen. Ich gehe davon aus, daß die Rose von einem Geist hier hingelegt worden ist, weil dieser Geist einfach keine Ruhe fand. Er ist verflucht worden, seinen Weg durch ein Reich zu nehmen, das jenseits der sichtbaren Welt liegt, aber nicht das Jenseits ist, sondern eine Zwischenstation, ein Fegefeuer, wie ich meine. Dieser Geist hat, als er noch normal lebte, wohl etwas Furchtbares getan, ein Verbrechen, eine Tat, die ihn nicht ruhen läßt, und die durch das Blut, das aus den Rosen rinnt, gesühnt wird.«

»Eine sehr gewagte Theorie, Mr. Walker.«

»Das weiß ich.«

»Aber Sie sind sich sicher, daß Sie stimmt.«

»Es ist eine Erklärung.« Er räusperte sich. »Sie denken sicherlich anders darüber.«

Ich dehnte meine Antwort etwas. »So gut wie. Ich könnte mir vorstellen, daß es einen Menschen gibt, der den Weg in die Kirche gefunden hat, um hier Rosen abzulegen.«

Für einen Moment kam der Küster mir unsicher vor. »Rosen, die verbluten?«

»Das ist seltsam, aber noch kein Beweis dafür, daß es ein Geist getan haben könnte.«

»Wenn Sie es so sehen, dann haben Sie recht. Aber es gibt da noch etwas anderes, das mich mißtrauisch gemacht hat.« Er streckte seinen Zeigefinger aus und wedelte damit. »Es ist der Geruch gewesen, der mich irritierte. Kein Blutgeruch, sondern ein anderer, ein ätherischer, ein, wenn Sie so wollen, übersinnlicher. Jedenfalls ein Geruch, wie ich ihn noch nie zuvor erlebt habe.«

»Können Sie ihn näher beschreiben?«

»Es fällt mir schwer.«

»Versuchen Sie es.«

»Haben Sie schon einmal davon gelesen oder davon gehört, daß Geister oder Engelwesen einen bestimmten Geruch abgeben?«

»Das habe ich. Es gibt einige Menschen, die dies behaupten. Sie können die Geister nicht sehen, aber sie schaffen es, sie zu riechen, denn diese Wesen sollen einen bestimmten Geruch absondern, einen Duft, der nicht von dieser Welt ist und der auch nicht so leicht beschrieben werden kann, weil sich eben zu viele Düfte darin vereinigen. Ich habe von diesen Menschen gelesen.«

Der Küster atmete auf. Er war froh, daß ich seiner Theorie nicht negativ gegenüberstand. »Aber Sie selbst haben diesen Geruch noch nie erlebt, direkt, meine ich?«

»Nein.«

»Aber ich.«

»Hier in der Kirche?«

»So ist es.« Er leckte über seine trocken gewordenen Lippen. Im Gegensatz dazu schimmerte der Schweiß auf seiner Stirn.

»Geschah das, während Sie nach einer Rose suchten und sie letztendlich auch fanden?«

»Nein, Mr. Sinclair, zuvor. Ich habe den Geruch zuvor wahrgenommen, bin dann aus der Kirche gegangen und nach einer Weile wieder zurückgekehrt. Da fand ich dann die Rose. Mir kam es vor, als hätte dieses Wesen eine Botschaft hinterlassen.«

»Versuchen Sie doch mal, sich daran zu erinnern, wie der Geist gerochen hat?«

»Überirdisch…«

Ich schaute ihn skeptisch an, und er schüttelte sofort den Kopf. »Ich weiß selbst, daß Sie damit nicht viel anfangen können, aber es ist so.«

Ich ließ nicht locker. »War Ihnen dieser Geruch denn angenehm oder aber das Gegenteil davon?«

Der Küster überlegte. Er knetete dabei sein Kinn und ließ auch das Fleisch an seinen Wangen nicht aus.

»Es ist schwer, darauf eine Antwort zu finden. Jedenfalls roch es nicht glücklich.«

Ich räusperte mich. »Was meinen Sie denn damit?«

»Wie ich es sagte, Sir. Nicht glücklich, nach irgendeiner Qual, nach altem Wasser, nach Moder, nach fauligen Pflanzen und auch nach braunem, halbverwesten Tang.«

»Dann muß es für Sie ein weniger guter Geist gewesen sein, wie ich annehme.«

»Und ob.«

»Der Geist eines Mörders?«

»Ja - oder Mörderin, denn die Blumen deuten wahrscheinlich auf eine Frau hin.«

»Richtig. Haben Sie denn nachgeforscht?« erkundigte ich mich und

lächelte dabei. »Zwar kenne ich Sie noch nicht allzu gut, aber ich kann mir vorstellen, daß Sie ein Mensch sind, der gewissen Dingen gern auf den Grund geht.«

»Wie würden Sie denn forschen?« fragte er mich.

»Ich würde mich zumindest in der unmittelbaren Gegend umhören, ob es zu ähnlichen Vorfällen gekommen ist. Ja, das wäre meine Art der Ermittlungen.«

»Ich tat es auch.«

»Mit oder ohne Ergebnis?«

»Teils, teils. Es sind in den letzten beiden Wochen zwei Morde geschehen, die von der Polizei nicht aufgeklärt wurden. Zwei Männer wurden umgebracht. Man hat ihnen förmlich das Gesicht zerrissen. Der Polizei waren sie als gewalttätige Typen bekannt, als gemeine Verbrecher, die auch schon hinter Gittern gesessen haben.«

»Weshalb wurden sie umgebracht?«

»Das weiß keiner.«

Ich wunderte mich. »Gab es kein Motiv?«

»Nein.«

Ich überlegte. Gehört hatte ich bestimmt von diesen beiden ungewöhnlichen Morden, aber nicht mehr daran gedacht, denn diese gewöhnlichen Verbrechen fielen nicht in meinen Zuständigkeitsbereich.

Mr. Walker sprach weiter. »Es ist sowieso sehr seltsam, denn die Taten kommen mir vor, als wären sie von einem Rächer begangen worden, der unserer Polizei zur Seite stehen will, aber aus dem Jenseits zuschlägt, um etwas gutzumachen, finde ich.«

»Es ist eine ungewöhnliche Theorie.«

Er schaute zur Seite. »Ich schätze, daß die Zukunft mir und meiner Theorie gehört. Sie jedenfalls wissen jetzt Bescheid. Sie könnten etwas unternehmen.«

»Im Prinzip schon, Mr. Walker«, erwiderte ich lächelnd. »Nur weiß ich nicht, wo ich anfangen soll. Das einzige Beweisstück habe ich vernichtet. Zudem gibt es keinen Zeitablauf, wann dieser ungewöhnliche Geist hier erscheint.«

»Da haben Sie leider recht.«

Ich ging auf den Küster zu und legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Sollen wir uns darauf einigen, daß Sie mich alarmieren, wenn es wieder soweit ist?«

»Falls Sie zu erreichen sind.«

»Das vorausgesetzt.«

»Und Sie wollen nicht nachforschen, Mr. Sinclair?« Er versuchte es erneut.

»Das würde ich gerne, doch auch Sie können mir keine Hinweise geben oder den Beginn einer Spur.«

»Es ist alles mein Fehler«, sagte er leise. »Ich hätte nicht so ängstlich sein sollen. Ich hätte mehr Courage entwickeln müssen, dann könnte ich Ihnen jetzt helfen. Aber so…«

»Es wird sich schon wieder etwas ereignen. Damit Sie nicht ganz von mir enttäuscht sind, möchte ich Ihnen sagen, daß ich mich um die beiden letzten Morde kümmern werde, die hier in der Gegend verübt wurden, wobei die Täter nicht gefunden werden konnten. Vielleicht bringt uns das tatsächlich auf eine Spur. Aber so etwas bedeutet auch langweilige Polizeiarbeit. Eine Routine, über die niemand eine TV-Serie drehen würde, weil es keinen Zuschauer…«

»Still, Sir!« Er unterbrach meine Rede mit zischender Stimme und wirkte wie jemand, der sich im nächsten Augenblick zum Sprung abstoßen wollte.

»Was ist denn?«

Seine Unterlippe zitterte, aber er brachte zunächst kein Wort hervor. Er bewegte den Kopf, schaute in die verschiedensten Richtungen und hauchte: »Er… er kommt…«

»Der Geist?«

Heftiges Nicken. Dann ein schnappendes Geräusch des Küsters.

Roch er den Geist tatsächlich?

Ich schnupperte ebenfalls, konnte aber nichts feststellen. Möglicherweise war meine Nase auch noch zu sehr vom Duft der Rose erfüllt, jedenfalls mußte ich mich allein auf die Worte des Küsters verlassen, den nichts mehr an seinem Platz hielt, denn er ging jetzt auf die beiden Treppenstufen zu.

Davor blieb er stehen.

Ich tat es ihm nach und schaute durch das Kirchenschiff bis dorthin, wo sich hinter den Bankreihen ein mächtiges Taufbecken wie eine große Säule erhob.

Kam er von dort?

Walkers Mund stand offen. Seine Augen bewegten sich zwinkernd. Er schluckte einige Male hintereinander, bewegte seine Finger, als wäre er dabei, unsichtbare Rosenblätter zu zerdrücken.

»Es ist da…«, hauchte er.

»Wo denn?«

Der Küster drehte sich auf der Stelle. Den Kopf vorgeschoben, den Nacken eingezogen. »In unserer Nähe, Mr. Sinclair, in unserer unmittelbaren Nähe, glauben Sie mir.«

Wir schauten beide dorthin, wo ich die Rose gefunden hatte. Das war ja sein Ort, dort mußte er hin, wenn er tatsächlich erschien und die nächste Rose ablegen wollte.

Nur dort…

Einbildung, Spinnerei…? Bisher wußte auch ich die Lösung nicht. Ich konnte den Erklärungen des Küsters nicht so recht trauen, bis zu dem

Augenblick, als ich den feinen Stich oder Schmerz genau auf meiner Brustmitte spürte.

Mein Kreuz hatte sich ›gemeldet‹.

Der Geist war also da!

***

Mandy Miller schaute dem schwarzen Ford Camaro nach, der von seinem Fahrer beschleunigt wurde und dabei eine dunkle Abgaswolke aus dem Auspuff stieß.

Da hockte Lancy, ihr Freund, ihr Lover, der sich nicht gescheut hatte, sie in diesem verdammt miesen Viertel einfach aus dem Auto zu schmeißen und sie stehenzulassen wie eine Nutte, die hier auf irgendwelche miesen Freier wartete.

»Du Schwein!« brüllte sie ihm nach, obwohl er es nicht hören konnte. »Du mieses, dreckiges… ach Scheiße«, sie winkte heftig ab. »Hat ja doch keinen Sinn.«

Wütend trat sie mit dem Fuß auf und fuhr mit beiden Händen durch ihr blondes Haar, das sie an gewissen Stellen eisgrau gefärbt hatte, weil das bei vielen Schauspielerinnen so üblich war. Sie brauchte da nur an Farah Fawcett zu denken, für die sie schwärmte, denn sie wollte so sein wie sie.

Lancy, ihr Lover, hatte ihr weisgemacht, daß er so etwas arrangieren könnte. Angeblich besaß er gute Beziehungen zur Film- und Fotobranche, aber das glaubte sie ihm schon lange nicht mehr. Er hatte sie nur aufgegabelt, um sie schnell zu bumsen.

Seit einer Woche trieben sie es wild und wilder. Er hatte auch einiges mit ihr gemacht, wobei sie keinen Spaß daran fand, und als sie heute auf das eigentliche Thema zu sprechen kam, hatte er sie nur ausgelacht und behauptet, von Beziehungen zu irgendwelchen Filmleuten nichts zu wissen.

»Dann war es nur ein Trick?« hatte sie gefragt und war totenbleich geworden.

»Sicher.«

Mandy hatte durchgedreht und während der Fahrt auf ihn eingeprügelt. Nun, er war durch sie gezwungen worden, anzuhalten, und hatte sie kurzerhand aus dem Fahrzeug geworfen.

Und jetzt stand sie hier.

In einer Gegend, für die der Begriff mies noch übertrieben war. Das war keine Gegend, das war eine verdammte Zumutung, ein Viertel, das irgend-, wann abgerissen werden sollte, das jeder Touristenführer verschwieg, obwohl es eigentlich noch zu London gehörte, aber dicht an der Stadtgrenze lag, wo vor fast hundert Jahren Industrieansiedlungen gebaut worden waren.

Mandy und ihr Lover hatten es auch nur durchfahren wollen. Daß es

zu einem Streit gekommen war, hatte keiner von ihnen voraussehen können.

Shit drauf!

Mandy umfaßte mit den Fingern die beiden vorderen Ecken ihrer offenstehenden Lederjacke, zerrte daran, was für sie so etwas wie einen Neubeginn symbolisierte.

Lancy sollte sich zum Teufel scheren, das wünschte sie ihm. »Und hoffentlich findest du eine, die dir dann die Nüsse abschneidet!« keuchte sie noch voller Wut.

Sie stand auf einem schmalen Gehsteig, der vor Dreck starrte, hinter ihr wuchs eine Wand hoch.

Zu einem Haus gehörte sie bestimmt nicht. Die Fenster waren zugemauert worden. Kleine Löcher, durch die kaum ein Kopf paßte. Das verblichene Firmenschild hing noch immer an der Mauer. Es wies darauf hin, daß dieses Bauwerk früher einmal eine Spinnerei beherbergt hatte. Jetzt stand es leer und war den Ratten überlassen worden. Den zweibeinigen ebenso wie denen auf vier Beinen.

Der Himmel lag wie eine düstere bleichgraue Vorahnung über der Stadt. Für den Monat Mai völlig untypisch. Er roch nach Regen, nach Abfällen und Industrierauch. Kühler Wind fand seinen Weg durch die Straße und schaufelte all die Dinge vor sich her, die selbst irgendwelchen Pennern nicht mehr gut genug waren.

Papier, Blechdosen, trockene Blätter und zusammengerunzelte Kartoffelschalen, die so aussahen, als hätten sich breitgetretene Würmer vor Schmerzen gekrümmt.

Mandy wußte auch, daß sie nicht weit zu gehen brauchte, bis sie in bewohnterere Gegenden kam, wo sie weniger Angst haben mußte. Plötzlich wurde ihr bewußt, daß sie eigentlich zu aufreizend gekleidet war.

Die dünne Lederhose umspannte Beine, Po und Hüften sehr eng. Darüber trug sie ein T-Shirt mit weißen und blauen Streifen, auch sehr dünn und eng. Da die Lederjacke noch über dem Hosengürtel endete, konnte sie das T-Shirt nicht verbergen und auch nicht ihren schwingenden Busen, der mit jedem Schritt für einen männlichen Betrachter interessanter zu werden schien.

Der Wind wehte von vorn, er fuhr mit seinen kalten Fingern bis auf ihre Haut. Mandy fröstelte noch stärker. Sie ärgerte sich plötzlich darüber, den Wagen verlassen zu haben. Auch wenn Lancy ein Scheißkerl und. Angeber war, sie hätte noch zehn Minuten neben ihm aushalten sollen, dann wäre sie in einer anderen Gegend gewesen.

Sie blieb auf dem Gehsteig, denn der Untergrund der Straße war um keinen Deut besser. Durch Wetterumschwünge hatte es Schäden gegeben. Löcher und Risse, manchmal auch kleine Mulden, dann wiederum waren Steine einfach herausgerissen und fortgeschleudert

worden. Hier zu leben, kam einer Strafe gleich.

Der Wind tötete ihre Sturmfrisur. Zerzaust war sie sowieso. Darüber ärgerte sich Mandy Miller noch mehr. Sie konsultierte bewußt einen guten Friseur, der es tatsächlich schaffte, die Haare so zu fönen, daß sie ihrem Ebenbild ähnlich sah. Das Geld hierfür sparte sie sich vom knappen Lohn ab.

Frisur, Haare, den Wind, die miese Umgebung, das konnte sie in den folgenden Sekunden alles vergessen, denn urplötzlich veränderte sich ihre Lage.

Sie hatte die Einfahrt erreicht und wollte sie auch schnell hinter sich lassen, weil sie solche und ähnliche Löcher nicht mochte, als die Hand aus dem Dunkel hervorschoß.

Mandy war dermaßen geschockt, daß sie nicht einmal schreien konnte. Die Finger waren da, sie gruben sich in die Flut ihrer graublonden Haare und hielten sie fest.

Dann der heftige Ruck!

Sie schrie, aber keiner hörte ihren Schrei. Mandy taumelte in die stinkende Düsternis zwischen den beschmierten Wänden, wurde weitergezerrt und war so durcheinander, daß sie nicht einmal wußte, wohin sie die unbekannte Person riß.

Sie hörte ein Lachen.

Es klang grausam und hohl, hörte sich an wie ein Echo, das von weit entfernt stehenden Wänden zurückgeworfen wurde.

Möglicherweise eine Tür, aber das bekam Mandy nicht so recht mit. Sie schrie noch einmal, als sie den Stoß spürte, der sie zur Seite schleuderte. Wuchtig prallte sie gegen ein Hindernis, dabei brannte der Schmerz in ihrer Schulter, und dann hörte sie die Stimme.

»Willkommen in der Hölle, Baby!«

Sekundenlang geschah nichts. Ihr Inneres erfror. Die Welt bestand plötzlich aus zahlreichen Fragmenten, die sich wie ein falsch zusammengelegtes Puzzle zusammenschoben. Alles war furchtbar irrational geworden, unglaublich, so anders.

Dann dachte sie nach.

Gedanken huschten durch ihren Kopf wie Flammenblitze. Etwas kristallisierte sich hervor. Das darf doch nicht wahr sein. Das ist völlig verrückt! Bin ich denn in einen Film geraten?

Sie hielt die Augen geschlossen. Eine Schutzaktion, um die Wahrheit nicht sehen zu wollen. Etwas traf ihr Gesicht. Es war warm und breitete sich an ihren Wangen aus.

Ein Atem, übelriechend, beinahe schon stinkend. Sie schauderte zusammen und ekelte sich.

»He, Baby, willst du mich nicht ansehen? Ich bin es wert. Glaub mir, Süße.«

Allein die Stimme trieb Schauer über ihren Rücken. Sie war so

gemein, so verflucht hinterhältig.
Mandy kannte diese Stimme. Sie war in einer Gegend aufgewachsen, wo nicht wenige so sprachen.
Und sie wußte auch, was dann folgte.
Gewalt - brutale, exzessive Gewalt. Es hatte schlimme Szenen gegeben, aber dieses Leben hatte auch hart gemacht. Mandy war hart, nur in diesem Fall fühlte sie sich so verdammt allein, weil sie sich in einer Umgebung aufhielt, die ihr völlig fremd war. Auch wenn sie schrie und dieser Schrei gehört wurde, würde sich niemand finden, der ihr zu Hilfe eilte. Sie stand allein.
Etwas kratzte über ihr Kinn. Es war ein Finger, dessen Spitze höher wanderte und über ihre Lippen hinwegglitt. Dicht unter der Nase kam er zur Ruhe, drückte fester.
»Schau mich an!«
Sie gehorchte. Verflucht, sie tat es automatisch, öffnete die Augen und sah, daß ihr Alptraum Gestalt angenommen hatte. Er war real geworden. Sie bildete sich nichts ein, es gab ihn tatsächlich. Es gab diesen verfluchten Typen.
Ein böser Hundesohn. Ungepflegt, etwas älter als sie. Kalte Augen, einen Bart, der die Wangen bedeckte wie dünnes Fell. Im rechten Ohrläppchen blinkte ein Ring. Das Haar hatte er nach hinten gekämmt. Er trug ein dunkles Hemd und darüber eine weinrote Weste. An ihr baumelten Ketten mit silbrig schimmernden Totenköpfen. Die alte Jeans saß sehr eng. Der Stoff sah aus wie gefrorenes hellblaues Wasser. Und in den Augen stand die kalte Gier, die Lust auf eine Frau.
»Na, Baby, wie gefalle ich dir?«
Mandy sagte nichts. Sie fühlte sich nicht reif, eine Antwort zu geben. Der Mut hatte sie verlasen, doch schließlich preßte sie hervor: »Geh, laß mich in Ruhe!«
Er lachte und schlug mit beiden Händen auf seine Oberschenkel. »Aber Vögelchen, du glaubst doch nicht etwa, daß ich das tue? Nein, Süße, du bist in einem fremden Revier und mir ins Netz geflattert. So etwas kommt nur alle Schaltjahre vor. Wir beide werden uns schon amüsieren. Hier ist es zwar kalt, aber das macht nichts, denn ich bin heiß genug. Und du wirst es noch werden.« Sein Arm schnellte vor. Mandy gelang es nicht, dem Griff zu entgehen. Seine Hand war wie ein Schraubstock, als er sie weiter und tiefer in die alte Halle zerrte. Es stank nach altem Öl und klebrigem Staub.
Mandy bekam ihre Umgebung kaum mit. Sie stolperte vorbei an den leeren Sockeln, auf denen sonst Maschinen gestanden hatten. Der Untergrund war zerkratzt, die Fenster auf der einen Seite zugemauert. Auf der hinteren nicht. Durch diese Öffnungen sickerte graues Tageslicht und verteilte sich auf dem Boden der Halle.
»Was willst du von mir?« keuchte sie, stolperte weiter und ärgerte

sich, diese Frage gestellt zu haben.
Er lachte nur.
Sonst gab es keine Antwort. Er hatte es auch nicht nötig, dachte Mandy. Verdammt, der hat es nicht nötig, der macht dich fertig. Sie überlegte, wie sie sich wehren sollte. Mandy gehörte sonst nicht zu den Mädchen oder Frauen, die sich alles gefallen ließen. Aber das hier war anders, der Kerl war dagewesen, und sein Erscheinen hatte sie getroffen wie ein Hammerschlag.
Seine Schritte klangen anders. So hohl und hart. Erst jetzt fiel ihr auf, daß sie den Raum gewechselt hatten. Sie befanden sich in einer Waschkaue, wo noch alte Metallspinde standen und aus der Dusche die Duschtassen hervorschauten, die zur Gemeinschaftsdusche gehörten. Alles war grau und schmutzig.
Selbst die Kacheln hatten diese Farbe angenommen. Sie waren einmal gelb gewesen.
Dunkel war der Raum nicht. Auf einem Spind stand ein Strahler. Der Typ hatte ihn installiert. Sein Licht strahlte gegen die Fliesen und die Wände, aber auch gegen das alte Feldbett, das er aufgestellt hatte.. Da war alles vorbereitet, und Mandy wurde klar, daß sie nicht die erste Frau war, die er in sein Refugium gezerrt hatte, um ihr Gewalt anzutun. Der besaß darin Routine.
Sie hob den Kopf, schaute gegen die Decke. Die Duschköpfe kamen ihr vor wie Augen mit grauen Pupillen, die nach unten glotzten und sie belauerten.
Er breitete die Arme aus, dann deutete er auf das Bett. »Los, Süße, leg dich hin, aber zuvor wirst du dich ausziehen!«
Sie schüttelte den Kopf. Es war eine impulsive Bewegung, völlig automatisch, sie wollte nicht.
Er grinste.
Widerlich breit zog er die Lippen und bewegte dabei seinen rechten Arm. Die Hand verschwand unter der Jacke, dann in der Innentasche, kam wieder hervor und hielt etwas umklammert.
Das helle, klackende Geräusch kannte Mandy genau. Auch in ihrer Gegend gehörte es zum Alltag.
Eine Klinge schnellte hervor.
Sie war lang, glänzte hell, sie war gleichzeitig schmal und sehr spitz.
»Willst du nicht?«
»Nein…« Mandy schüttelte den Kopf, während sich ihr Innerstes verkrampfte. Plötzlich wurde ihr übel, die Beine gaben ihr nach, sie schwankte, die Augen verdrehte sie ebenfalls, und sie merkte nicht einmal, daß sie Luft holte.
So etwas Gemeines hatte sie noch nicht erlebt. Sie war kein ängstlicher Typ, in diesem Fall aber konnte sie nicht anders. Mandy wußte selbst nicht, wie das möglich gewesen war, schließlich hatte sie

gelernt, sich zu wehren, wieso jetzt dieses verfluchte Zittern, diese beinahe hündische Angst vor dem Mann mit dem Messer?

Es drehte sich vor ihren Augen. Die Umgebung wurde zu einem Kreisel. Sie sah die Duschtassen nur wie Fratzen, die böse auf sie herabstarrten wie gierige Augen.

Der Kerl fluchte, das hörte sie noch, dann spürte sie ihn, und plötzlich hatte sie einen Blackout.

Sekunden nur, aber das reichte. Mandy kam wieder zu sich, sie öffnete sofort die Augen und erkannte gleich darauf, daß sich die Perspektive verändert hatte.

Sie stand nicht mehr, jetzt lag sie…

Über sich sah sie die Decke, aber nicht mehr die Duschtassen. Ihr kam in den Sinn, daß sie auf dem Bett lag, der, Hundesohn hatte sie kurzerhand dorthin geschleudert.

Sie sah ihn über sich.

Er grinste, seine Gestalt war zu einem kompakten Schatten geworden. Das Gesicht ein böses Etwas, das Messer eine Warnung. Er hielt es so, daß die Klingenspitze schräg gegen sie zeigte. Führte sie die Linie weiter, so endete sie an ihrem Hals.

»Was ist denn, Süße? Angst?« Mit der freien Hand strich er durch ihre Haare.

Mandy sagte nichts. Die Kehle saß zu, als hätte sie jemand mit Schlamm gefüllt. Sie trug noch immer ihre Jacke, aber sie stand weiterhin offen und teilte sich vor ihrem Oberkörper wie ein Vorhang, so daß sie das Gefühl hatte, nackt vor ihm zu liegen.

Sie atmete heftig, ihre Brüste bewegten sich dabei, und der Hundesohn senkte den Blick.

»Ich werde dich küssen!« versprach er und bewegte gleichzeitig sein Messer.

»Nein, bitte…«

Jetzt hatte die Spitze ihr T-Shirt erreicht. Es schloß dicht unter dem Hals ab.

Der andere grinste. »Du glaubst gar nicht, wie scharf eine derartige Klinge ist, Süße. Damit schneide ich Stoff wie Papier. Aber das wirst du noch merken.«

Er bewegte das rechte Bein, traf die freie Stelle zwischen ihren Oberschenkeln und drückte diese auseinander.

Dann zog er das Messer nach unten.

Mandy versteifte, sie rechnete damit, den Schmerz wie eine lange, wandernde Schnur zu spüren, aber das trat nicht ein. Er konnte wahnsinnig gut mit dieser Waffe umgehen, und er schnitt ihr T-Shirt auf, wobei er nicht einmal die Haut ritzte.

Dabei lachte er.

Und es war ein widerliches, beinahe schon lautloses Lachen, das da

aus seinem Mund drang. Er schaute nur auf den Stoff des T-Shirts. Es saß ziemlich eng, klaffte noch nicht nach verschiedenen Seiten weg, aber die Brüste drängten sich schon hervor…

Mandy raste viel durch den Kopf, während der Kerl wie ein fleischgewordener Alp über ihr hockte.

Sie dachte an die Dinge, die man Frauen einschärfte, wenn sie sich in derartigen Situationen befanden wie sie jetzt, aber sie konnte sich nicht konzentrieren, sie hatte alles vergessen. Es war einfach weg, vorbei…

»Küssen!« hörte sie seine gierige Stimme. »Ich werde dich küssen, Süße…«

Dann war da die Stimme.

Wie aus einer anderen Welt. Etwas hohl klingend, dabei rauh, so daß es schwerfiel, festzustellen, wem sie eigentlich gehörte. »Warum willst du nicht mich küssen, du Scheißkerl? Los, küß mich! Ich warte darauf, Mistbock…«

Ein Traum, eine Einbildung? Rettung in letzter Sekunde wie im Kino und in einer TV-Serie?

Sie wollte es nicht glauben. Mandy wehrte sich praktisch dagegen, denn so etwas konnte es nicht geben. Nein, das war… das spielte ihr die Phantasie einfach vor.

Doch es stimmte. Auch der Unhold hatte die Stimme gehört. Er machte nicht mehr weiter, er sprach auch nicht vom Küssen, seine Haltung war eine andere geworden. Er kniete auf dem Bett, ohne sich zu rühren, bewegte nur die Augendeckel und atmete durch die Nase.

Sekunden vergingen.

Dann hörten beide Schritte.

Nein, nicht direkt Schritte, es war ein kurzes Aufsetzen, dann ein Schleifen, als würde jemand einen Gegenstand über den Boden ziehen, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen.

Und wieder die Stimme. »Ich möchte, daß du mich küßt, Hundesohn. Los, küß mich!«

Der Typ hatte noch nicht hingesehen. Er hockte auf dem Bett, den Kopf gesenkt, so daß Mandy genau in sein Gesicht schauen konnte, wo sich einiges bewegte.

Sein Mund, seine Wangen, sogar der Adamsapfel am Hals. Er hatte sich die Stimme ebensowenig eingebildet wie Mandy Sie war da, und sie wollte etwas von ihm.

Ein Schwall der Freude durchschoß sie. Es war wie das Wasser einer Brandung, das von unten her in die Höhe schäumte und sich in ihrem Kopf tosend ausbreitete.

Da kam etwas, da wollte jemand abrechnen…

Zuerst drehte der Kerl den Kopf und auch seinen Körper. Damit ergab sich für Mandy ebenfalls die Gelegenheit, in diese bestimmte Richtung

zu schauen, wenn sie den Kopf auf die rechte Seite drehte.

Und da stand sie.

Außerhalb des Lichtscheins, den sie nicht brauchte, denn sie sah aus wie ein Gespenst.

Sie sah nicht nur so aus, sie war ein Gespenst. Ein Abziehbild des Schreckens.

Und wieder sagte sie: »Küß mich, Darling…«

***

Seltsamerweise verspürte Mandy Miller keine Furcht. Sie blieb liegen, und sogar ein Lächeln umspielte für einen kurzen Moment ihre vollen Lippen. Sie wußte, daß sie gerettet war, obwohl die Erscheinung noch nichts getan hatte. Sie stand nur da.

Und wie sie dastand!

Sie war bleich, sie war grau, sie trug ein langes Kleid, das wie ein dünner Schleier wirkte, als wäre dieser aus dem Licht eines strahlenden Sterns gewebt worden.

Und sie hatte ein Gesicht.

Es sah furchtbar aus. Es war knochig und eingefallen, mit einer Haut so dünn wie Papier. Die Haare standen hoch wie die Zinken eines bleichen Kammes.

Dann waren da noch ihre Augen. Nichts anderes als blasse Kugeln, die jemand in die Höhlen geschoben hatte. Keine Ovale, sondern Kreise, rund und gnadenlos.

Ihre Arme hielt sie vom Körper abgespreizt, die Hände ebenfalls, lange Finger wirkten wie bleiche Knochenmesser.

War sie ein Mensch, ein Gespenst, ein Geist - oder war sie alles drei gemeinsam?

Mandy Miller fand keine Antwort. Ihr fehlte auch die Kraft, dieses Wesen zu fragen.

Sie blieb liegen, starr, einfach unfähig, etwas zu tun, denn sie ahnte, daß sie bei dem weiteren Geschehen nur eine Statistenrolle eingenommen hatte.

Nicht so der Mann.

Er war gekommen, um seinen Trieb zu befriedigen, und er wollte es wieder wissen.

Außerdem hatte er sein Messer.

Mit einer schwungvollen Bewegung verließ er das Bett, blieb stehen und warf die Klinge in die Luft, wo sie sich überschlug, bevor er sie geschickt wieder auffing.

Dann ging er auf die Person zu.

»Wer immer du bist!« keuchte er. »Ich hasse es, wenn mich jemand küssen will, den ich nicht mag. Und dich mag ich nicht.« Seine Augen funkelten, er hatte den ersten Schock überwunden und wollte die

Entscheidung herbeiführen.

Für Mandy Miller stand fest, daß er verlieren würde. In ihren Augen war er jetzt schon tot, nur mehr ein Leichnam, der auf zwei Beinen daherwandelte.

Er hatte durch seine Tat den Tod herausgefordert, und der Tod würde nicht kneifen.

Die Gestalt ließ ihn kommen. Nichts bewegte sich in ihrem bleichen Knochengesicht. Der Mund stand offen und bildete ein Loch. Vor dem Messer schien sie keine Angst zu haben. Bei einer hastigen Bewegung der rechten Hand verlor sich ein Lichtstrahl auf der Klinge und ließ sie für einen Moment aufblitzen.

Wenn er noch zwei Schritte ging, hatte er die Person erreicht. Dann stand er nahe genug, um die Klinge in den Körper rammen zu können. Er würde sie von unten nach oben ziehen und ihn aufschlitzen wie einen alten Sack, das Leben herausfegen, ihn ausbluten lassen und…

Ihre schlimmen Gedanken stockten, als sie erkannte, daß sich das Wesen bewegte.

Nur die rechte Hand kantete es hoch. Was es damit bezweckte, war keinem klar, aber der Kerl hielt dies als Zeichen für einen Angriff. Er stieß zu. Hart und ohne Rücksicht rammte er das Messer in die bleiche Gestalt, und Mandy konnte nicht mehr. Aus ihrem Mund löste sich ein Schrei. Sie erwartete, Blut zu sehen, das fontänenartig aus der Wunde spritzte und den Boden bedeckte.

Kein Tropfen drang aus der Wunde.

Das Messer hatte nichts ausrichten können. Die Gestalt war nicht einmal geritzt worden.

Sie stand da, sie schaute, sie lachte auch nicht, sie nahm es gelassen hin.

Im Gegensatz zu dem Kerl.

Seine rechte Hand war zurückgezuckt. Ein unartikulierter Laut drang aus seinem Mund. Als menschlich war er nicht zu bezeichnen, so jammerte höchstens ein Tier.

Er ging dabei zurück. Drehte einmal den Kopf, um Mandy anschauen zu können.

Sie saß jetzt auf dem Bett und hielt die beiden Hälften des T-Shirts vor der Brust zusammen.

»Küssen!« sagte die Gestalt mit ihrer hohlen Grabesstimme. »Wolltest du mich nicht küssen?«

»Verdammt, ich…«, er holte saugend Luft.

»Na los!«

Der Kerl schwitzte, als wäre über ihm ein Eimer mit Öl ausgegossen worden. Er wußte überhaupt nicht mehr, was er denken sollte, denn er war völlig von der Rolle.

Seine Blickrichtung veränderte sich.

Er schaute gegen die schmale Ausgangstür.

Sie lag nicht weit entfernt, er mußte nur unter den Duschköpfen hereilen. Aber für ihn zu weit. So ohne weiteres kam er an der Gestalt nicht vorbei, die jetzt vorkam und keinen Laut dabei verursachte. Sie ging tatsächlich wie ein Geist.

Und der Mann lief.

Er startete wie ein Sprinter, dabei entluden sich sein Frust und seine Angst in einen gewaltigen Schrei, dessen Echos von den kahlen Wänden widerhallten.

Schaffte er es?

Erst nach drei Schritten bewegte sich die Gestalt. In diesem Augenblick glaubte Mandy, einen schrecklichen Film zu erleben. Sie hob einen Arm und preßte die Hand gegen die Lippen, als wollte sie etwas zurückhalten, das unbedingt hinaus wollte.

Sie sprang ihm in den Weg.

Er stieß zu.

Vergebens!

Und dann erwischten die Klauen ihn. Sie waren wie Schraubzwingen, die Schultern und die Oberarme umfaßten, und sie ließen ihn nicht los. Sie schüttelten ihn durch, wobei sich das fürchterlich bleiche Gesicht dem des Mannes näherte.

Wieder hallten die Worte dumpf durch die alte Kaue. »Wolltest du mich nicht küssen? Wolltest du nicht…?«

»Nein!« brüllte er.

»Doch!«

Nicht er küßte, sondern sie tat es.

Blitzschnell beugte sie das Gesicht vor. Dabei riß sie den Mund noch weiter auf.

Und dann küßte sie.

Nein, es war kein Kuß, auch wenn es den Anschein gehabt hatte. Es war ein Biß, brutal und schmerzerfüllt, so daß der Mann aufschrie, seinen Kopf schüttelte und das Blut nach allen Seiten spritzte.

Er taumelte rückwärts, sein Messer hatte er verloren. Die Frau aber ging ihm nach. Sie sprach mit der schreckensstarren Mandy, die sich auf dem alten Bett nicht bewegen konnte. »Er wollte mich nicht küssen. Ich finde es schade. Jetzt wird er dafür bezahlen«.

Mandy wollte fragen, ob sie den Mann töten wollte, aber sie bekam keinen Laut hervor.

Und so schaute sie weiter zu und erlebte die grauenvollsten Sekunden ihres Lebens.

Das Gespenst war nicht zu halten und ging mit dem Mann wie mit einer Puppe um.

Er wehrte sich auch nicht. Wenn er irgendwelche Abwehrbewegungen machte, dann sahen diese müde aus, wirkten

halbherzig. Zudem mußte er große Schmerzen haben. Sein Gesicht schimmerte in der unteren Hälfte rot vor Blut. Es kam Mandy so vor, als würde die andere Person nur mit ihm spielen. Außerdem wußte sie nicht, ob sie einen Geist vor sich hatte oder irgendeinen Roboter. Es gelang ihr einfach nicht, sich für den einen oder anderen Begriff zu entscheiden. Vielleicht war sie eine Mischung aus beidem, eine Person, die mit normalen Worten kaum zu beschreiben und Mandy vorkam wie ein Schutzengel.

Aber morden Schutzengel?

Bestimmt nicht. Sie kannte den Begriff nur aus ihrer Kindheit, wußte kaum mehr, etwas damit anzufangen, aber sie bekam allmählich immer größere Angst, daß dieses Wesen sich auch an ihr vergehen würde, wenn sie nicht achtgab.

Sie wartete…

Die Sekunden vergingen, durchdrungen von schrecklichen Geräuschen, denn ihre Helferin schleuderte den Kerl quer durch die Kaue, riß ihn immer wieder hoch und wuchtete ihn in eine andere Richtung, wobei er mal mit der Wand und dann wieder mit dem Fußboden kollidierte.

Mandy selbst konnte dies nicht sehen, weil es außerhalb des Lichtscheins geschah, wo sich die tiefen Schatten zusammenballten. Dafür hörte sie die Geräusche, und die wiederum gingen ihr unter die Haut und ließen sie zittern.

Noch einmal schrie der Mann auf. Es war ein furchtbarer Ton, gar nicht mal laut, aber schrecklich, denn er hörte sich an, als wäre es der letzte im Leben eines Menschen.

Und so war es dann auch.

Es wurde so still, daß Mandy ihren eigenen Herzschlag überlaut hörte. Die Echos klopften gegen die Rippen, und nicht einmal ein letztes Röcheln vernahm sie.

Dafür wieder Schritte.

Es war wie beim ersten Erscheinen der Gestalt. Auch jetzt kamen sie aus der Dunkelheit.

So geheimnisvoll, so schleifend. Mandy wollte es nicht, sie fing an zu zittern, und ihre Zähne klapperten aufeinander. Was war, wenn sie sich geirrt hatte, wenn dieses Wesen nicht nur auf den Mann, sondern auch auf sie fixiert war.

Noch eine Tote? Sie ging einfach davon aus, daß der Mann nicht mehr lebte.

Aus dem Dunkel kam sie. Wie ein gezeichnetes Gespenst schälte sie sich hervor. Mandy Miller kam sie so vor, als wäre sie da und trotzdem nicht vorhanden.

Mensch oder Geist?

Sie blieb stehen.

Beide schauten sich an.
Mandy zitterte, die andere blieb ruhig. Nichts war ihr davon anzumerken, daß sie einen Mord begangen hatte.
Und Mandy wunderte sich, woher sie den Mut nahm, überhaupt eine Frage zu stellen. Tief holte sie zuvor Luft, nur um diesen einen Satz hervorzupressen. »Wer… wer… bist du?«
Die Person lächelte nur und tat so, als wollte sie nicht sprechen. Dann aber sagte sie etwas, wobei Mandy überlegte, ob sie überhaupt eine menschliche Stimme hörte. »Du kannst gehen…«
Nicht mehr, nicht weniger.
Aber Mandy blieb auf dem Bett hocken. Sie saß jetzt auf der Kante. Die Füße berührten zwar den Boden, dennoch hatte sie den Eindruck, als würden sie in einem luftverdünnten Raum schweben, ohne irgendwelchen Kontakt mit einem festen Untergrund.
»Aber…«
»Geh!«
Mehr sagte sie nicht. Mandy erfuhr auch nicht den Namen ihrer Retterin, die Person blieb einfach stumm. In der schattigen Dunkelheit der Kaue wirkte ihr Gesicht wie mit einer hellen Bleistiftmine gezeichnet, wobei der Umriß dann durch einen weiteren Bleistift schraffiert worden war. Sie erkannte keinen Mund, keine Nase, nur die Augen, die rund und glotzend unter der Stirn lagen, und deren Farbe denselben Ton aufwiesen wie die grauen Haare. Sie sahen aus, als wären sie mit Asche bestreut worden, die dann festgebacken war.
Mandy konnte nicht.
Dafür ging die andere.
Sie drehte sich wortlos um und schritt nicht der Eingangstür entgegen, dafür ging sie dorthin, wo sich eine Mauer befand, ein Hindernis, was für sie keines zu sein schien, denn Mandy hörte ihre Schritte auf einmal nicht mehr.
Es wurde still…
Furchtbar still, ihrer Meinung nach.
Sie hörte sich selbst atmen und Luft holen, etwas wischte an ihrem Gesicht vorbei wie ein heftig flatternder Flügel, und sie gestand sich selbst ein, daß sie wohl einer Einbildung erlegen war.
Wie lange sie auf der Bettkante gehockt hatte, wußte sie nicht zu sagen. Steif drückte sie sich in die Höhe. Ihre Bewegungen hatten etwas Roboterhaftes an sich, sie starrte ins Leere, ging zwei, drei zögernde kleine Schritte, um dann stehenzubleiben, als wäre ihr ein plötzlicher Gedanke gekommen.
In der Tat war es ein Gedanke gewesen, und sie ließ ihre Hand in die rechte Tasche der Lederjacke gleiten, wo ein schmales Feuerzeug steckte. Gern tat sie es nicht, aber sie wollte Gewißheit darüber haben, was mit dem Mann passiert war.

Obwohl er erschienen war, um ihr Gewalt anzutun, spürte sie Mitleid mit ihm. Es war ihr, als wäre ein verkrusteter Damm aufgebrochen, der dann eine Flut herausgelassen hatte. Zum erstenmal seit langem konnte sie wieder Gefühle zeigen.

Sie ging und hörte nur ihre eigenen Schritte, die schwache Echos hinterließen.

Mandy kamen sie vor, als würden sie aus einer anderen Welt an ihre Ohren dringen.

Sie ging in die Richtung, in der auch der Mann in der Dunkelheit verschwunden war.

Noch hielt sie das kleine Feuerzeug normal in der Hand. Erst als die Wand schwach aus der Dunkelheit auftauchte, da bewegte sie den Daumen und drehte das Rad.

Erste Funken sprühten, dann fing das Gas Feuer, und eine kleine Flamme stach hervor.

Sie bildete einen schwachen Kreis, der sich erweiterte, als Mandy den Arm vorschob.

Der Flammenkreis huschte über die Wand, die zwar leer war, aber an einer bestimmten Stelle sah sie etwas Dunkles, das aus einer gewissen Höhe nach unten rann.

Mandy preßte die Lippen zusammen, denn sie wußte, daß es das Blut des Mannes war.

Sekunden danach sah sie ihn.

Er lag auf dem Boden, saß allerdings noch in einer gewissen Haltung und lehnte mit der Schulter an der Wand. Sein Kopf war zur Seite geknickt, sie konnte den oberen Teil seines Gesichts erkennen, der aussah wie von einer bleichen Farbe angestrichen.

Die Augen waren starr, leer, blicklos. So sahen nur die Augen eines Toten aus.

Mandy schauderte zusammen. Sie spürte die Hitze an ihrem rechten Daumen und konnte die Flamme nicht mehr länger halten. Als sie zusammensank, kehrte auch die Dunkelheit zurück und umfing sie wie ein gewaltiger Lappen.

In ihrem Hirn hämmerten die Gedanken, und die wiederum sagten ihr, daß sie mit einem Toten in dieser verlassenen Kaue einer stillgelegten Fabrik allein war.

Ein Mensch war auf eine furchtbare Art und Weise umgebracht worden, und sie war Zeugin geworden.

Erst jetzt wurde ihr die Tragweite dessen bewußt. Was aus ihrem Mund drang, war nicht mehr als ein leiser Wehlaut. Der Schmerz, den auch sie spürte, mußte sich einfach freie Bahn schaffen.

Sie konnte nicht mehr.

Mandy merkte kaum, daß sie sich umdrehte und dabei das schmale Feuerzeug verlor.

Sie ging dann weg, und sie lief wie eine Schlafwandlerin. Daß sie den Ausgang sofort fand, kam ihr vor wie ein Zufall, aber sie blieb einmal bei dem eingeschlagenen Weg.

In der großen leeren Halle stolperte sie über die Kante eines der leeren Sockel, fiel hin, raffte sich wieder auf und stellte fest, daß das dünne Leder an ihrem rechten Hosenbein aufgerissen war. Sie wollte den Ort des Todes so schnell wie möglich verlassen.

Irgendwann war sie draußen.

Über der Stadt hatte sich der Himmel verdichtet. Da schoben sich die grauen Wolken ineinander, als wollten sie drohend und strafend auf sie herabschauen.

Der Wind strich kühl gegen ihr Gesicht. Erst jetzt, als sie die Kälte und Nässe auf ihren Wangen spürte, fiel ihr auf, daß sie geweint hatte. Zuvor hatte sie es nicht gemerkt.

Sie ging, sie lief, dann rannte sie.

Alles war besser als diese verdammte Kaue, in der ein Mann durch ein Gespenst ermordet worden war…

***

Daß sich mein Kreuz meldete, damit mußte ich zwar immer rechnen, aber in den letzten Sekunden hatte ich daran nun wirklich nicht gedacht und mich allein auf die Worte des Küsters konzentriert und natürlich auf meine sichtbare Umgebung.

Ich mußte Mason Walker den Gefallen tun und ihm erklären, daß ich etwas spürte.

Er wollte es zunächst kaum glauben, schluckte, bevor er flüsterte: »Echt? Oder sagen Sie das nur so?«

»Nein, ich spüre es.«

Vor Aufregung atmete er hektisch und rieb sogar seine Hände. Es war verständlich. Endlich hatte er den Beweis angetreten, endlich wußte auch ein fremder Bescheid. »Ich habe es doch gesagt, Sir. Aber was genau spüren Sie?«

»Eine Warnung…« Mehr sagte ich nicht und ließ ihn erst einmal mit seinen Überlegungen allein.

In der Kirche war es kalt.

Okay, das war eine Folge auch der Außentemperatur, aber es kam noch etwas hinzu. Eine bestimmte Kälte, die mit der draußen nichts zu tun hatte.

Kälte aus dem Unsichtbaren, aus einem Reich hinter unserer Welt. Kälte, die ein Geist mitbrachte.

Mein Kreuz hatte sich gemeldet, es spürte die Anwesenheit des anderen, möglicherweise der Gefahr für Leib und Seele, und ich ging davon aus, daß sich auch eine transzendentale Erscheinung auf einen bestimmten Punkt konzentrieren würde.

Das war die Stelle hinter dem Altar, wo einmal die blutige Rose gelegen hatte.

Ich ging dort nicht hin, aber ich drehte mich so, daß ich sie genau beobachten konnte.

Der Küster blieb stehen. Er war aufgeregt, ich hörte es daran, wie er atmete.

Auch ich stand unter einer gewissen Spannung und dachte darüber nach, was sich hier ereignete.

Ganz simpel ausgedrückt, war es ein Besuch aus dem Geisterreich, aus einer Welt, die zwischen der Sichtbaren und dem Jenseits liegt.

Vielleicht der Geist, der nach dem Tod eines Menschen durch unglückselige Umrisse keine Ruhe gefunden hatte, so etwas gab es schließlich, das hatte ich schon erlebt. Aber auch, daß Vorgänge dieser Art nie grundlos eintraten, es gab immer ein Motiv, einen Hintergrund, der oft genug von Menschen, die mit diesem Gebiet nichts zu tun hatten, belächelt wurde.

War er da? War der Geist vorhanden? Würde er sichtbar werden, würde er zurückschrecken, denn auch er mußte spüren, daß hier jemand stand, der seinen Indikator bei sich trug, das war das Kreuz.

Ich hatte gut daran getan, mich auf den Ort zu konzentrieren, wo sich die Magie sammelte. Und genau dort materialisierte sich die Rose. Für einen winzigen Moment nur erschien sie, und an anderer Stelle gab der Küster einen erstickt klingenden Laut von sich.

Ich konzentrierte mich auf die Blume. Sie sah wunderschön aus, glänzte in einem tiefen Rot, das Ähnlichkeit mit geronnenem Blut aufwies.

Sie war wunderschön. Kein Maler hätte sie besser zeichnen und keine Spielart der Natur sie besser hervorbringen können. Ein wunderschönes Objekt, das jedoch nur für wenige Sekunden blieb und sich dann vor meinen Augen auflöste.

Auf einmal war die Rose weg.

Sie ja, aber nicht das Blut.

Zwischen Fußboden und Kirchendecke, etwa in der Höhe eines ausgewachsenen Menschen, tropfte es nach unten.

Der Vorgang zog mich in seinen Bann. Blut fiel aus dem Unsichtbaren, es berührte jeder Tropfen den Kirchenboden, wo er mit einem satten Laut zerplatzte und Flecken bildete, die an den Rändern ausfaserten, kleine Arme bekamen, die an ihren Enden gesprenkelte Flecken aufwiesen, wobei sie auf den Steinen als makabres Muster zurückblieben.

Noch ein letzter Tropfen fiel, dann war es vorbei.

Die Stille wurde von den heftigen Atemzügen des Küsters unterbrochen, der zwischendurch noch stöhnte, mir zunickte und flüsterte: »Ich habe es Ihnen doch gesagt, Sir, ich habe es Ihnen

gesagt! Es… es ist eine Tatsache, mein Gott…« Er verdrehte die Augen und schaute gegen die Decke, als könne er von dort Hilfe erwarten.

Aber es kam nichts, wir mußten uns schon auf uns selbst verlassen.

Ich hatte mich bisher nicht gerührt und ging erst jetzt zwei Schritte vor.

Mein Kreuz gab keine Warnung ab, die andere Magie hatte sich zurückgezogen.

Auch der Küster kam näher. Seine Sohlen schlurften über den kalten Boden.

Die Augen standen vor. Er sah aus, als könne er es kaum glauben, was hier abgelaufen war, und ich fragte ihn mit leiser Stimme: »Ist es immer so gewesen?«

Er schüttelte den Kopf. »Was meinen Sie denn?«

»Ob es immer so war?«

»Ich weiß es nicht.« Verzweifelt hob er die Schultern. »Sie müssen glauben, ich habe es heute zum erstenmal gesehen. Bisher fand ich nur die Rosen hier in der Kirche und nichts anderes. Können Sie sich das vorstellen, Sir?«

»Sicher.«

»Was wollen Sie jetzt tun?«

Das wußte ich selbst nicht. Zunächst kniete ich mich nieder und untersuchte das Blut. Ich war davon überzeugt, daß es von einem Menschen stammte. Einen Beweis dafür hatte ich nicht, aber hier ging ich einfach meinem Gefühl nach.

Als ich mich aufrichtete und meine Fingerkuppen abwischte, hatte ich noch immer keine Erklärung, auch wenn der Küster sich danach so stark sehnte.

»Gar nichts?« fragte er, wobei er mich hoffnungsvoll anschaute.

Ich runzelte die Stirn. »Okay, ich könnte mir vorstellen, daß es mit der Vergangenheit zusammenhängt. Ich meine, mit der Vergangenheit dieser Kirche.«

»Das verstehe ich nicht.«

Ich versuchte es mit einer Erklärung. »Ist in diesem Gotteshaus mal etwas vorgefallen, das nicht zu einem normalen Ablauf paßt? Kam es zu irgendwelchen geheimnisvollen Vorgängen innerhalb der Kirchenmauern? Hat diese Kirche eine Vergangenheit?«

»Ja, schon.«

»Und welche?«

»Das weiß ich nicht«, flüsterte der Küster. »Da müßte ich in den alten Kirchenbüchern nachschauen.«

»Die sind greifbar?«

»Wir könnten mit dem Pfarrer reden.«

»Keine schlechte Idee«, stimmte ich zu, sah gleichzeitig dem Gesicht des Küsters an, daß er sie nicht als so gut empfand. Er fügte auch

gleich eine Erklärung hinzu.
»Ich will Ihnen sagen, Mr. Sinclair, daß ich dem Pfarrer damit nicht kommen kann. Er ist ziemlich jung, erst seit einem Jahr bei uns. Er und seine Frau zählen sich zu den Realisten, sie halten nichts von alten Geschichten und schon gar nichts von Geistern. Ich sage Ihnen jetzt schon, daß Sie auf Unverständnis stoßen werden.«
Ich warf einen Blick auf den Blutflecken. »Sie aber sind eine Tatsache. Daran können auch die beiden nicht vorbeisehen.«
»Sicher.«
»Wo ist das Problem?«
Der Küster lächelte fast weinerlich, ebenso klang auch seine Stimme. »Sie werden es ihnen nicht begreiflich machen können. Diese jungen Leute glauben einfach nicht daran. Für sie ist das alles nicht mehr als irgendwelcher Geisterkam.«
»Sind sie da?«
»Nein.«
»Tatsächlich nicht?«
»Sonst hätte ich Sie nicht holen lassen, Mr. Sinclair. Die beiden sind zu einer Synode gefahren, um sich dort einen Vortrag anzuhören. Wie ich mitbekam, geht es um die Christianisierung des Ostens. Um diese Länder werden sich die Kirchen ja sehr bemühen, zu recht, denn auch zahlreiche Sekten sind bereits dabei, an Einfluß zu gewinnen. Da muß man schon vorsichtig sein, glauben Sie mir.«
»Das stimmt.«
»Wir sind allein, Mr. Sinclair.«
»Gut. Wir sind also allein, haben den Fall allein erlebt und werden ihn auch allein beenden.«
Er legte seine Hand gegen die Brust. »Sind Sie sich da so sicher, Mr. Sinclair?«
»Sehr sogar.«
»Ich weiß nicht. Ich stehe nur staunend davor und weiß mir nicht zu helfen.«
»Da haben Sie möglicherweise recht. Auch ich bin der Ansicht, daß hier vieles geklärt werden muß. Jedenfalls denke ich daran, daß dieser Geist oder was immer die Erscheinung auch sein sollte, ein Motiv haben muß, wenn sie hier in die Kirche kommt und eine Blutrose auf den Boden hinter den Altar legt.«
»Woran denken Sie denn?«
»Ich kann Ihnen das nicht genau sagen, Mr. Walker. Ich habe natürlich nachgedacht und mir auch so etwas wie eine Meinung gebildet.« Ich sprach mit langsamer, ruhiger Stimme, und der Küster hörte meinen Erklärungen aufmerksam zu.
»Wenn jemand in ein Gotteshaus kommt und derartig reagiert, dann gehe ich einmal davon aus, daß er einen Schuldkomplex hat. Daß er

für etwas Abbitte leisten will, eine Reue für Dinge, die er einmal in seinem Leben getan hat.«

»Das muß aber dann schlimm gewesen sein.«

»Klar. Ich gehe sogar davon aus, daß es ein Geist ist, der keine Ruhe gefunden hat.«

Mason Walker schwieg, aber ich sah, wie sich auf seinem Körper eine Gänsehaut bildete, ein fast schon heiliger Schauer, und er sich umschaute, als würde sich ein Geist irgendwo zwischen den Kirchenbänken versteckt halten.

Er strich über sein Gesicht. »Keine Ruhe«, flüsterte er, »das hört sich an wie eine alte Fabel.«

»Ist es möglicherweise auch.«

Er- nickte. »Bisher haben wir von einem Geist gesprochen, aber wir haben ihn nicht gesehen.«

»Ich spürte ihn.«

»Wie denn?«

Er klang aufgeregt. Ich winkte ab und bat ihn, sich auf meine Worte zu verlassen. »Ich glaube, Mr. Walker, daß hier nichts mehr passieren wird. Die Rose ist zu Blut zerfallen. Wer immer sie gebracht hat, er hat seine Aufgabe erfüllt. Uns bleibt nur übrig, daß wir jetzt das Wesen suchen, das dafür die Verantwortung trägt.«

Mason Walker schaute mich an, als hätte ich ihm einen unsittlichen Antrag gemacht. »Mr. Sinclair, ich will ja nichts sagen, aber ist das nicht zu weit hergeholt, das alles?«

»Nein, wieso?«

»Sie wollen einen Geist suchen?« Er lachte sogar. »Wollen Sie ihn rufen? Wollen Sie schreien: ›He, Geist, komm mal her! Wir brauchen dich. Wir brauchen deine Aussage!‹ Nein, damit werden Sie keinen Erfolg haben, da kann man nur…«

»Sie sind zu voreilig, Mr. Walker. Es könnte auch noch andere Möglichkeiten geben.«

»Welche denn?« Er schaute mich gequält an.

»Wir könnten ihn beschwören, aber wichtig ist, in den alten Kirchenchroniken nachzuschauen. Dieses Gotteshaus hier hat sicherlich eine Geschichte gehabt, und bestimmt gibt es in dieser Historie einen Vorfall, der sehr eng mit den ungewöhnlichen Vorgängen in Verbindung steht. Wir werden sicherlich einen Teil der Erklärung finden. Davon bin ich fest überzeugt.«

Der Küster konnte mir nicht so recht folgen. Er schüttelte den Kopf, hob aber dann die Schultern, ein Zeichen, daß er zumindest nicht widersprechen wollte.

Ich fragte ihn danach, ob er in der Lage war, an die Kirchenbücher heranzukommen.

»Ja, sie liegen in der Wohnung des Pfarrers. Ich besitze einen

Schlüssel, und die alten Chroniken sind gebunden worden. Diese beiden großen Folianten stehen in einem Bücherschrank, dessen Türen ebenfalls verschlossen sind.«

Ich lächelte ihn an. »Wo ist das Problem?«

Er wußte nicht so recht, was er sagen sollte und meinte schließlich: »Einen derartigen Drive wie Sie habe ich nicht. Daran hätte ich auch nicht gedacht.«

»Es ist mein Job. Als Polizist ist man es gewöhnt, selbst den kleinsten Spuren nachzugehen.«

»Das stimmt wohl«, gab er zu. »Nur habe ich bisher immer einen anderen Eindruck von der Polizei gehabt.«

»Dachten Sie mehr an die Darstellung in den TV-Serien, die Polizisten oft genug als schießwütige Bullen hinstellen?«

»Nein, überhaupt nicht, Mr. Sinclair. Das geht eher in eine andere Richtung. Ich habe angenommen, daß Sie mit der Zeit gegangen sind und immer vor irgendwelchen Bildschirmen hocken, um von dort die Informationen zu bekommen.«

»Das gibt es auch. Aber ein Computer kann nicht die Arbeit vor Ort ersetzen, die ist noch immer am wichtigsten. Ein Computer denkt nicht, er folgt nur Befehlen oder Anweisungen. Das menschliche Gehirn ist ihm überlegen. Es kann ausbrechen und die normalen Schienen verlassen, was einer vorprogrammierten Maschine kaum möglich ist. Oder können Sie sich vorstellen, daß sie einen Geist fängt?«

Er mußte lachen, und es hörte sich direkt fröhlich und erleichtert an. »Nein, Mr. Sinclair, das kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen.«

»Eben.« Ich wechselte das Thema. »Welchen Ausgang müssen wir nehmen, um zur Wohnung des Pfarrers zu gelangen?«

»Wir gehen am besten vorn heraus.«

»Okay.«

Wir bewegten uns sehr leise durch die Kirche. Rechts und links standen die Kirchenbänke wie stumme Zeugen. Wir hörten keinerlei andere Geräusche als nur unsere Schritte.

Vor der wuchtigen Tür blieb der Küster stehen. Er drückte die schwere Klinke nach unten und zog die Tür auf.

Ich schaute über seine Schulter hinweg in den trüben Tag, der einen winterlichen Ausdruck zeigte und den Monat Mai zu verspotten schien. Nach wie vor war es viel zu kühl und auch zu wolkig, denn es hatte sich am Himmel ein graues Gebirge aus Dunst gebildet, wobei die einzelnen Haufen übereinandergeschichtet lagen.

Die Ausdehnung des Vorplatzes vor der Kirche war nicht sehr groß. Wer mit dem Wagen kam, mußte sehr früh sein, um einen Parkplatz zu finden. Die Mauer aus Bruchsteinen rahmte den Kirchhof ein.

Dahinter wuchsen Laubbäume hoch, deren Geäst grüne Kronen bildete, in die der Wind hineinglitt und mit den Blättern spielte.

»Wir müssen auf die Rückseite«, erklärte der Küster. »Dort liegt das Haus des Pfarrers.«

»Okay.«

An der Ostseite der Kirche gingen wir vorbei. Ich schaute nach links, sah die hohen Fenster von außen, die mit einem für meinen Geschmack zu dunklen Glas geschmückt waren, so daß nie sehr viel Licht in die Kirche fallen konnte.

Der Weg verengte sich. Die Mauer rückte wie ein Bollwerk heran. Sie war so hoch, daß ich noch über sie hinwegschauen konnte, im Gegensatz zu dem kleinen Küster, der sich erst auf die Zehenspitzen stellen mußte, wollte er einen Blick riskieren.

Das Haus des Pfarrers gehörte zu den Bauten, die ich als gemütlich ansah. Nicht zu groß, mit einem hellen Klinker versehen, umgeben von Büschen und Bäumen.

Zur Tür führte eine schmale Treppe hoch, und ein Weg wand sich auf die Garage zu, die links neben dem Haus angebaut worden war.

Auf das graue Tor hatte jemand eine strahlend gelbe Sonne gemalt. Und auf dem flachen Dach, an dessen vorderen Rand Blumen aus einigen Kästen hervorwuchsen, entdeckte ich eine Bewegung.

Da stieg etwas hervor.

Es war ein heller Schatten, ein Schemen. Geisterhaft, lautlos und irgendwo unheimlich.

Ich blieb stehen.

Auch der Küster stoppte, als er meine Tritte nicht mehr hörte. Er sah in die Richtung, in die ich ebenfalls starrte.

Es gab keinen Zweifel.

Dort stand das Wesen, von dem wir bisher noch gesprochen hatten. Aber kein Mensch, sondern ein Geist, der höchstwahrscheinlich die Blutrosen in die Kirche gelegt hatte…

***

Mason Walker war außer sich, obgleich er bewegungslos stehen blieb. Nur in seinem Gesicht zuckte es. Der Schweiß brach ihm aus, dann schlug er einige heftige Kreuzzeichen, als wollte er sich vor dem Unerklärbaren schützen.

Er ging zitternd einige Schritte zurück, bis er mich erreicht hatte und neben mir stehenblieb.

»Sir, ich…«

»Bleiben Sie ruhig«, sagte ich nur. Meine Stimme hörte sich an wie ein Zischen.

»Klar, aber…«

Ich legte einen Finger auf meine Lippen, und dieses Zeichen hatte er

begriffen.
Er ließ mich gehen.
Der Geist oder die Erscheinung rührte sich nicht vom Fleck. Sie war deshalb so gut zu erkennen, weil sie sich auch deutlich vor dem grünen Hintergrund abhob.
Von einer kompakten Masse konnte ich nicht sprechen, auch wenn die Gestalt eine graue Einheit bildete. Sie drängte sich in ihrem Innern zusammen, und ich hielt Ausschau nach irgendwelchen Kennzeichen, die mir sagten, wer diese Erscheinung war.
Eines stand fest.
Ich sah eine Frau!
Die weichen Umrisse, die Formen, auch irgendwo das Gesicht, obwohl man da seine Zweifel bekommen konnte, denn es schien mir aus Knochen zu bestehen, über die eine weiße Haut gezerrt worden war, auf der noch zusätzlich weicher Nebel dampfte.
Ein typisches Gespenst, ein Besucher aus der Geister- oder Schattenwelt, der sein Reich verlassen hatte.
Die Erscheinung stand dort und schaute auf uns nieder. Ich hatte den Eindruck, als würde sie auf ein bestimmtes Ereignis warten, um sich in Bewegung setzen zu können. Aber sie blieb da und rührte sich nicht. Sie gab auch keinen Laut von sich. Da wir ebenfalls nichts sagten und sehr ruhig blieben, war nur das Rascheln der Blätter zu hören.
Wenn sich dieser Geist schon einem Menschen zeigte, geschah dies bestimmt nicht ohne Grund.
Der Küster konnte ihn mir kaum sagen, aber ich wollte an ihn heran.
Auf das Dach konnte ich nicht springen, deshalb fragte ich Walker nach einer Möglichkeit, hinaufzukommen. Ich mußte die Frage wiederholen, bevor er in der Lage war, mir eine Antwort zu geben.
Dabei bibberte er wie unter einem Kälteschock.
»Neh… nehmen Sie die Leiter.«
»Wo finde ich sie?«
»Im… im Garten. Hinter dem Haus.«
»Gut, danke. Bleiben Sie hier.«
»Aber ich…«
Um seinen Protest kümmerte ich mich nicht. Und auch sein ausgestreckter Arm fiel wieder nach unten. Ich hatte einen letzten Blick auf die Erscheinung geworfen und war geduckt weitergelaufen.
Zunächst an der Vorderseite des Hauses vorbei, dann weiter durch einen natürlich gewachsenen Garten, stand schließlich an der Rückseite, wo ich eine schmale Terrasse sah.
Aber auch eines dieser Häuschen aus Fertigteilen, die als Geräteunterstand dienten.
Die Tür war nicht verschlossen. Ich fand eine Leiter, die man ausziehen konnte. Sie bestand aus leichtem Aluminium. Meine Füße

klopften auf den Rasen, als ich auf die Rückseite der Garage zuhuschte. Der Garten war sehr dicht. Die Pflanzen bildeten einen grünen Wall, der auch an heißen Tagen nicht zuviel Sonnenlicht durchließ. Jetzt herrschten sogar die Schatten vor. Sie lagen auf dem Rasen und den Beeten wie lange Bahnen. Ich hoffte, daß sich die Erscheinung noch auf dem Dach der Garage gehalten hatte, nur wußte ich nichts über den Grund. Noch immer zermarterte ich mir mein Gehirn wegen dem Motiv, vergeblich.

Ich hatte versucht, mich lautlos zu bewegen, ich wollte die Erscheinung nicht stören oder warnen, obwohl es im Prinzip Unsinn war, denn diese Wesen bemerkten es mit Sicherheit.

So leise wie möglich lehnte ich die Leiter an die Rückseite der Garage. Als sie stand, atmete ich auf.

Der Küster an der Vorderseite meldete sich nicht. Ich hatte auch gehofft, daß, er den Geist nicht ansprechen würde und kletterte so lautlos wie möglich die Stufen hoch.

Das Aluminium hielt, nichts bog sich mehr unter meinem Gewicht, und ich kam gut weiter.

Bevor ich unter dem flachen Dachrand der Garage hinwegschaute, wartete ich einen Moment, wurde noch vorsichtiger und schob mich dann weiter, wobei ich einmal erschrak, denn unter dem Rand wuchsen dichte Pflanzen, die aussahen wie eine Girlande, aus der plötzlich laut schreiend ein kleiner Vogel huschte. Ich hatte eine Meise bei ihrem Nestbau gestört.

Kurze Zeit später peilte ich über den Rand.

Sie war noch da!

Ich sah ihre Rückseite. Auch ein Geist besitzt hinten keine Augen, doch ich war sicher, daß er mein Herankommen bemerkte, obgleich ich mich bemühte, so lautlos wie möglich zu sein.

Als ich fast mit der Hälfte des Oberkörpers den Rand überragte, winkelte ich das Bein an und ging auch den Rest.

Ich stand auf dem Dach.

Und da drehte sich die Erscheinung um.

Mit einer Drehung bei einem Menschen war es nicht zu vergleichen. Eher mit der eines Schattens.

Sie huschte, ihre Gestalt ging, über in einen grauen Wirbel, und einen Moment später starrte ich gegen die Frontseite. Diesmal aus der Nähe, und jetzt sah ich auch, daß sie trotz der schemenhaften Erscheinung so etwas wie ein knochiges Gesicht besaß, über das der graue Dunst schlich.

Augen rund wie Kugeln und blaugrau das abstehende Haar. Eine knochige Nase paßte zu den ebenfalls knochigen Wangen, die zu den Augen hin weiter vorstanden.

Das war schon mehr ein materialisiertes Gesicht, während der Körper

in ein nebelhaftes Etwas auslief, das so wirkte, als würde es im nächsten Augenblick verdampfen.
Ich sah keine Beine, keine Füße, aber ich sah knochige Arme und ebensolche Hände.
Ein seltsames Gebilde…
Ich hielt dem Blick der Augen stand. Unter mir befand sich ein Teppich aus Kies, mit dem das Garagendach ausgelegt worden war. Ich merkte auch wieder, daß sich mein Kreuz meldete. Es mochte diese Person nicht, da sie auf der anderen Seite stand.
Das Böse mußte sie hergeschickt haben…
Ich ging trotzdem weiter. Der Kies schabte unter meinen Sohlen, als er Druck bekam. Es war für mich unmöglich, mich lautlos auf die Gestalt zuzubewegen.
Dieses Wesen strahlte mir keine Furcht ein, aber eine gewisse Beklemmung blieb schon zurück. So etwas paßte nicht in diese Welt. Egal, ob es Rache nehmen wollte oder nicht.
Und dann bewegte sich der Mund.
Im ersten Augenblick war ich überrascht. Nicht allein wegen der Worte, die mir entgegengeschickt wurden, ich konnte nur nicht verstehen, wie dieser Geist es schaffte, zu sprechen, denn nur der Unterkiefer klappte auf und wieder zu, wie bei einer Marionette, die von Fäden gelenkt wurde und nur eben den Mund bewegen konnte.
Aber das Wesen sprach.
Der Satz haute mich fast um.
»Willst du mich küssen?«
Ich war perplex, glaubte, mich verhört zu haben, hörte die nächste Frage, wobei sich die Worte wiederholten. »Willst du mich küssen?«
»Bestimmt nicht!« erwiderte ich.
Die Erscheinung breitete die Arme aus und spreizte dabei die Hände. Da sah es so aus, als würden die dünnen Finger noch länger und knochiger werden, als wollten sie noch in der Bewegung weiterwachsen, damit sie zu Spinnweben wurden.
Der Mund veränderte sich mit. Er bildete ein kastenförmiges Viereck, beinahe schon einen bösen Schlund.
Noch steckten meine Waffen. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß eine Kugel etwas gegen das Wesen ausrichten würde, und deshalb wollte ich mich auf mein Kreuz verlassen.
Die Erscheinung kam mir zuvor.
Ich bekam noch mit, daß etwas in ihrem Gesicht verschwand. Es sah so aus, als wäre es von einer gewaltigen Kraft weggefegt worden, das allerdings täuschte, sie hatte nur ihr Maul so weit wie möglich geöffnet, und dies nicht grundlos.
Aus dem Schlund fegte ein gewaltiger Wirbel hervor. Er kam mit der Stärke eines konzentrierten Orkans und war so schnell, daß ich ihm

nicht ausweichen konnte.

Zwar duckte ich mich noch, wollte auch zur Seite huschen, aber das packte ich nicht mehr. Sie hob ab, sie orgelte auf mich zu, von heulenden und pfeifenden Geräuschen begleitet, und die verfluchte Wucht riß mich von den Füßen.

Ich knallte auf den Rücken, der Kies preßte sich gegen meinen Körper, und er war verdammt nicht weich, aber ich schaffte es einfach nicht mehr, auf die Beine zu kommen.

Im nächsten Augenblick umgab mich eine Windhose, die an mir zerrte wie ein rasender Kreisel.

Noch auf dem Rücken liegend drehte ich mich immer schneller und bildete einen Wirbel, den ich aus eigener Kraft nicht stoppen konnte.

Unter mir rutschte der Kies, und die einzelnen Stücke spritzten in alle Richtungen weg, während über mir die Gestalt erschien, die sich jetzt gelegt hatte.

Das Gesicht zuckte über dem meinen wie ein Zerrbild hin und her. Das Maul hackte nach mir, während ich mich auch weiterhin drehte, und ich dachte daran, daß mir der Geist einen Kuß versprochen hatte, was eigentlich ein Irrsinn war.

Ich wollte die Arme anheben, durch die reißende Fliehkraft aber war es unmöglich.

Ich konnte mich trotzdem wehren. Mein Kreuz stemmte sich gegen die andere Kraft. Ich spürte den scharfen Schmerz auf der Haut, und der wiederum strahlte aus.

Auch nach oben!

Auf einmal zuckte das Gesicht und dann die gesamte Gestalt hoch, als wollte sie sich im Geäst eines Baumes verkrallen. Ein böser Geist, der das Grauen diesmal nicht über einen Menschen hatte bringen können, denn er jagte durch die Baumkrone und schien sich mit den tiefen Wolken vereinigen zu wollen.

Dann war er weg.

Der Sturm hörte auf. Der Kies unter mir sackte nicht zusammen, er spritzte auch nicht mehr weg, die plötzliche Ruhe empfand ich als ebenso unnatürlich wie den Wirbelsturm.

Ich blieb erst einmal liegen. Über mir bewegte sich das Muster der Wolken, dann drang eine dünne hohe ängstlich klingende Stimme an meine Ohren.

»Mr. Sinclair… Mr. Sinclair! Leben Sie noch? Melden Sie sich, Mr. Sinclair. Mein Gott…«

»Ja, ich bin noch hier«, antwortete ich, war mir aber nicht sicher, ob mich der Küster auch verstanden hatte. Ich jedenfalls setzte mich hin, preßte meine Hände gegen die Stirn und mußte erst einmal zu mir finden.

Der Angriff hatte mich geschockt und auch die Worte, die mir die

Erscheinung gesagt hatte.

Sie hatte vom Küssen gesprochen…

Es war mir ein Rätsel, aber instinktiv dachte ich daran, daß mehr dahintersteckte.

Möglicherweise sogar das Motiv.

»Mr. Sinclair, ich bin jetzt hier.« Die Stimme des Küsters erreichte mich aus dem Garten.

»Okay, ich komme zu Ihnen.«

»Ich muß aber die Leiter aufrichten, Sie ist vom Wind umgeworfen worden.«

»Schon gut.« Wie ein Greis kam ich auf die Beine, schaute mich um, ohne die Erscheinung entdecken zu können. Sie hatte einen Weg gefunden, um zu verschwinden.

Ich ging auf den Rand des Garagendachs zu und blieb stehen, als ich die Leiter sah.

Der Küster stand unten und hielt sie fest. Als er mich entdeckte, durchströmte ihn Erleichterung. Er preßte seine Hand gegen die Brust und sagte: »Meine Güte, daß Sie noch leben, kommt mir beinahe vor wie ein Wunder, Sir.«

»Manchmal hat man eben Glück.«

»Wie Sie das sagen.«

Ich kletterte nach unten und wurde von den zahlreichen Fragen des Mannes empfangen.

Antworten konnte ich ihm nicht geben. Ich sagte nur, daß er den Sturm ja selbst miterlebt hätte.

»Ja, wie aus dem Nichts.«

»Oder aus dem Maul der Erscheinung.«

»Warum?«

»Da müssen Sie mich schon etwas Leichteres fragen, Mr. Walker. Ich weiß es nicht.«

»Und was jetzt?«

Ich hob die Schultern. »Die Erscheinung ist verschwunden, aber sie wollte mich küssen, haben Sie das auch gehört?«

Walker trat zurück und zog ein Gesicht, als hätte er in eine Zitrone gebissen. »Was wollte er?«

»Mich küssen.«

»Das ist doch verrückt. Unglaublich.«

Ich hob die Schultern. »Wem sagen Sie das! Leider entspricht es den Tatsachen.«

»Ja, ja«, murmelte er. »Das merke ich schon. Das ist alles so seltsam und ungewöhnlich.« Er hob die Schultern. »Also ich weiß nicht, was ich da noch sagen soll.«

Ich lächelte. »Am besten sagen Sie nichts, einfach gar nichts. Und denken nur nach.«

»Worüber denn?«

»Über das Küssen«, erwiderte ich sarkastisch und reinigte mich von den Kieselsteinen, die sich am Außenstoff der Hose festgesetzt hatten. Sie waren feucht und klebten dort fest.

Ich hatte die letzten beiden Worte wie einen Scherz aufgefaßt, aber der Küster hatte tatsächlich darüber nachgedacht. »Mr. Sinclair…?«

Ich richtete mich wieder auf. »Ja, was ist?«

»Versprechen Sie mir, daß Sie mich nicht auslachen werden? Versprechen Sie mir das?«

Daß er seine liebe Not hatte, war ihm anzusehen, und ich versprach es ihm, stellte jedoch eine Frage. »Worum geht es denn, Mr. Walker?«

Er war noch immer verlegen. »Um… um das küssen«, sagte er schließlich. »Das… das hat mich auf eine Idee gebracht.«

Ich verzog die Lippen und nahm es als Scherz hin. »Hoffentlich auf keine zu schlimme.«

»Nein, nein.« Heftig bewegte er beide Hände, als wollte er irgendwelche Insekten vertreiben. »Mir geht da nur einiges durch den Kopf. Haben Sie nicht davon gesprochen, daß dieser Geist ein Motiv haben muß für seine Taten?«

»Das ist wahr.«

»Und Sie sind es auch gewesen, der in den alten Chroniken nachforschen wollte.«

»Auch das stimmt.«

Verlegen schaute er zu Boden. »Ich habe Ihnen in der Kirche nicht die ganze Wahrheit gesagt, weil ich es für Unsinn hielt. Jetzt denke ich anders darüber.«

»Und wie bitte?«

»Es gibt da einen Fall, in dem es um das Küssen ging. Die Geschichte der Lilian Demarest.«

»Die Dame kenne ich nicht«, antwortete ich spontan.

»Das geht auch nicht, Sir, denn sie ist tot. Nein«, verbesserte er sich noch in derselben Sekunde.

»Sie… sie ist nicht tot. Sie lebt als Geist weiter, und Sie haben die Erscheinung gesehen. Das muß Lilian Demarest gewesen sein, eine andere Möglichkeit gibt es nicht. Ihr Geist ist verflucht, er spukt herum.«

»Das steht in den Kirchenchroniken?«

»Ja, es ist schon eine Legende, obwohl es erst knapp dreißig Jahre zurückliegt.«

»Erzählen Sie.«

»Das ist ganz einfach. Lilian Demarest war ein junges Mädchen oder eine junge Frau von zwanzig Jahren, die hier im nahen Ort lebte. Sie wuchs in geordneten Verhältnissen auf, ihre Eltern stammten angeblich von den Windsors ab, jedenfalls hatten sie Geld und hielten

ihre Tochter immer unter Schutz. Wenn Lilian heiratete, dann nur einen Mann ihres Standes.«

»Erzählen Sie weiter, bitte.«

»Jetzt kommt es, Mr. Sinclair. Lilian war anders als die übrigen Mädchen aus dem Dorf, aber sie besaß ein Hobby oder eine Leidenschaft. Im Sommer ruderte sie gern auf dem nahen Teich, von dem die Menschen sagten, er sei verwunschen. Darum kümmerte sich Lilian nicht. Sie liebte den kleinen See, sie mochte die Atmosphäre zwischen Tag und Traum. Sobald es das Wetter zuließ, fuhr sie allein hinaus, das wußte jeder aus dem Ort, und auch ihre Mörder.«

»Sie wurde umgebracht?«.

Der Küster nickte. »Es sind zwei Männer gewesen, die sie wohl vergewaltigen wollten. Ob sie es schafften, ist nie herausgekommen, denn man fand sie nahe des Wassers. Beide waren tot, und beiden fehlte die Haut um den Mund herum. Auch ihre Lippen waren abgerissen, als hätten sie beide einen schrecklichen Kuß bekommen. Und diese Legende hielt sich auch. Man sagt heute noch, daß sie totgeküßt worden sind, indem man ihnen das Gesicht in der unteren Hälfte zerstörte. Ein Mörder ist auch nie gefunden worden, Sir.«

Die Geschichte war gut, sie konnte sogar wahr sein, denn es stand ja fest, daß dieser Geist auch mich hatte küssen wollen.

»Was erzählt man sich so, Mr. Walker? Was ist die Moral von der Geschichte?«

Er schabte mit den Füßen über das Gras. »Man erzählt sich, daß die Mörderin keine Ruhe mehr finden kann, immer zwischen den Welten herumgeistern muß, aber auch denjenigen Frauen zur Seite steht, die von irgendwelchen Männern vergewaltigt werden sollen. Da tauchte sie dann auf und tötete sie.«

»Hat es denn schon Opfer gegeben?«

Der Küster hob die Schultern.

Ich dachte nach. »Sagen Sie mir mal, Mr. Walker, wie lange Sie schon hier Ihrem Beruf nachgehen.«

Er winkte ab. »Das ist schon eine kleine Ewigkeit.«

»Dann haben Sie auch dieses Mädchen namens Lilian Demarest gekannt?«

»Das habe ich.«

»Lilian ist auch hier zur Kirche gegangen?«

»Sie war sehr gläubig.«

»Schön. Ich komme jetzt zur wichtigsten Frage. Sie haben doch die Erscheinung auf dem Dach der Garage gesehen. Hatte sie irgendeine Ähnlichkeit mit der Person, die Ihnen bekannt war? Hatte sie Ähnlichkeit mit der lebenden Lilian Demarest?«

Er schaute mich an.

Ich sah in sein Gesicht, in dem es arbeitete. Er schluckte, er bewegte

seine Lippen, über die schließlich ein langer Seufzer drang. Dann nickte er und flüsterte: »Sie haben recht, Mr. Sinclair. Diese Erscheinung hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit Lilian Demarest. Es… es ist ihr Geist gewesen…«

***

Mit dem Geständnis hatte ich zwar gerechnet, es hatte mich aber auch überrascht. Sekundenlang sprach keiner von uns, bis ich ihn schließlich fragte: »Seit wann wußten Sie es?«

»Erst seit einigen Minuten.« Er wischte den Schweiß von seiner Stirn. »Als ich die blutigen Rosen in der Kirche fand, habe ich daran nicht gedacht.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

Der Küster schaute in den Garten hinein, als wäre die Bepflanzung etwas Außergewöhnliches. »Sie ist in die Kirche gekommen, Sir. Sie haben von Reue gesprochen. Könnte es sein, daß dieser Geist jeden Mord bereut oder bereuen muß?«

»Daran habe ich auch gedacht.«

»Und sie hat heute eine Rose gebracht.«

»Ja, was wiederum heißen könnte, daß sie an diesem Tag jemand umgebracht hat. Heute, Mr. Walker.«

Der Küster schüttelte sich. Verständlich, denn er war zum erstenmal in seinem Leben mit dem Übersinnlichen konfrontiert worden, was für ihn das kalte Grauen war.

Ich überlegte eine Weile und schlug dann vor, zu meinem Wagen zu gehen.

»Wollen Sie mich verlassen, Mr. Sinclair?«

»Nein, bestimmt nicht.«

»Was dann?« Er lief hinter mir her und mußte sich beeilen, weil meine Schritte größer waren.

Ich hatte den Rover nicht auf dem Kirchhof abgestellt, sondern davor. Als ich die Fahrertür öffnete, wollte er wieder Fragen stellen, ich aber kam ihm zuvor. »Keine Sorge, ich werde nur meine Zentrale anrufen.«

»Gut, gut.« Er strich über sein schütteres Haar. Auf seinem Kopf hatten sich Schatten abgemalt, sie stammten von den Zweigen eines Baumes, unter dem er stand.

Er schaute sich auch immer wieder vorsichtig um, als erwartete er jeden Augenblick, die geisterhafte Gestalt wieder zu sehen. Dabei war sein Gesicht von einem Schauer überzogen. Seine Handflächen putzte er mehrmals in einer Minute am Stoff der Cordhose ab.

Er sah, daß ich den Hörer auflegte und fragte mich: »Na, haben Sie Erfolg gehabt?«

Ich schaute aus dem Fahrzeug und schüttelte den Kopf. »Nein,

obwohl ein Mord geschehen ist, der in dieses Schema hineinpassen würde.«

»Wo denn?«

»In einer miesen Londoner Gegend. Dort hat jemand versucht, eine Frau zu vergewaltigen.«

»Aber das hat er nicht geschafft - oder?«

»Nein.« Ich lächelte. »Die Zeugin jedoch hat ihre Aussage gemacht. Ich werde noch einmal anrufen.«

»Gut, machen Sie das.« Der Küster war erleichtert.

Ich hatte mich zuvor mit Glenda Perkins in Verbindung gesetzt und von ihr erfahren, daß Suko in einem bestimmten Fall unterwegs war. Sie wußte zum Glück, daß es dabei um einen rätselhaften Mord ging und die Überlebende von einem Gespenst gesprochen hatte.

Da liefen einige Fäden zusammen.

Suko befand sich bei den Kollegen auf dem Revier. Die Nummer hatte mir Glenda durchgegeben.

Das kostete mich nur einen Anruf.

Mittlerweile wurden die Schatten schon länger, ein Zeichen, daß sich der Abend näherte.

Und den wollte ich auf dem See oder dem Teich verbringen…

***

Mandy Miller zitterte noch immer, war bleich im Gesicht, während in ihren Augen ein flackernder Blick wie festgehakt wirkte, als Suko den Verhörraum betrat.

Er hatte die moderne Technik des Reviers hinter sich gelassen. All die Computer und Monitore, die zahlreichen Leitungen, die quäkenden Stimmen, und er stand nur in einem Raum, der sicherlich vor zwanzig Jahren nicht anders ausgesehen hatte.

Drei Stühle, ein Tisch, eine Lampe, ein Band, noch ein kleiner Tisch, auf dem eine Schreibmaschine stand.

Die Zeugin saß so, daß sie aus dem Fenster schauen konnte. Es sollte ihr das Gefühl geben, nicht eingesperrt zu sein. Aber sie zuckte zusammen, als sie Suko sah, ein Beweis dafür, daß auch bei ihr die Nerven blank lagen.

Suko lächelte ihr zu, stellte sich selbst vor und zeigte ihr zusätzlich noch seinen Ausweis.

»Soll ich den Raum verlassen?« fragte der Kollege, der Mandy zuvor verhört hatte.

»Nein, das ist nicht nötig. Bleiben Sie nur.«

»Okay.«

Suko setzte sich bequem hin. Mandy hatte inzwischen einen Pullover aus dem Fundus der Polizei bekommen, der ihr viel zu weit war. Aber sie fühlte sich nicht mehr bloß.

»Sie brauchen Ihren Namen nicht zu sagen, Mandy. Ich möchte nur noch einmal wissen, wie die Gestalt ausgesehen hat und was sie dann mit dem Unbekannten tat.«

»Er hieß Earl Temriß!« erklärte der Kollege. »Und war nicht der erste Tote gewesen, den man fand. Bisher haben sich keine Zeugen gemeldet, deshalb konnten wir auch Ihnen nicht Bescheid geben.«

»Ja, ich weiß.«

Mandy knetete ihre Finger. Sie hatte verweinte Augen. Die Pupillen wirkten auch jetzt noch wie wäßriges Glas. Bevor sie reden konnte, mußte sie einige Male schlucken.

»Beginnen Sie einfach dort, wo diese Erscheinung zum erstenmal zu Ihnen kam.«

Mandy holte tief Luft, trank noch einen Schluck Wasser, dann erzählte sie mit flacher Stimme. Sie hatte die Geschichte nicht zum erstenmal zum besten gegeben, wiederholte sie jetzt, und Suko schaute zu seinem Kollegen hinüber, einem älteren Mann mit Oberlippenbart, der hin und wieder nickte und die Worte der jungen Frau bestätigte, so daß Suko nicht mehr nachzufragen brauchte.

Fragen hatte er natürlich, die aber stellte er, als Mandy ihren Bericht beendet hatte.

»Sie sind also sicher, daß es sich bei dem Täter um keinen normalen Menschen gehandelt hat?«

»Ja, das bin ich mir.«

»Haben Sie Beweise?«

»Nein, nicht direkt, aber ich habe… ich habe erlebt«, sprach sie mit stockender Stimme, »wie diese Person verschwand und dabei nicht durch die Tür ging.«

»Sondern?«

Sie rückte erst nicht mit der Antwort heraus und wirkte so, als wäre es ihr unangenehm.

»Bitte, Mandy, Sie müssen alles sagen. Was es auch ist, Ihnen wird der Kopf schon nicht abgerissen.«

Sie nickte. Ihr Gesicht hatte sich jetzt gerötet, dann sagte sie sehr leise: »Durch die Wand…« Sie wartete wohl darauf, ausgelacht zu werden, aber keiner der beiden Männer verzog eine Miene.

»Sie… Sie glauben mir?«

»Wenn Sie das sagen.«

»Aber das ist…«

»Nichts ist unmöglich, Mandy«, sagte Suko und gab seiner Stimme einen warmen Klang. »Es ist nicht der erste Mord, der auf diese Art und Weise begangen wurde. Nur sind Sie die erste Zeugin, die sich gemeldet hat, und das ist super.«

Mandy nickte, schaute ins Leere und meinte: »Wenn die Erscheinung nicht gewesen wäre, dann wäre ich jetzt tot. Der hätte mich bestimmt

umgebracht, ich habe ihn doch erkannt.«
»Möglich«, gab Suko zu. Dann fragte er nach einer genauen Beschreibung der Person.
Mandy erschrak. »Soll ich Ihnen die geben?«
»Wenn es eben geht.«
»Aber das ist… das ist alles so schnell gegangen. Sie… sie war ein Geist.«
»Hatte er ein Gesicht? Oder bestand alles nur aus fließenden Schemen? Sie wissen schon, was ich meine.«
Mandy nickte, überlegte, schneuzte ihre Nase und meinte dann: »Eigentlich nicht, denn er hat ihm ja das halbe Gesicht weggerissen. Und Geister sind doch nicht so wie wir. Aber trotzdem…«
»Denken Sie an eine Mischform, Mandy?«
Sie lächelte Suko an und war wohl froh über den Tip, den sie bekommen hatte. »Ja, Inspektor, so muß es gewesen sein. Vielleicht eine Mischung aus Mensch und Geist.«
Suko nickte.
»Sie glauben mir noch immer?«
»Sicher.«
»Andere hätten…«
Sie brach mitten im Satz ab, als sich das Telefon meldete. Der schnurrbärtige Beamte hob den Hörer ab, meldete sich, lauschte einen Moment und reichte den Hörer an Suko weiter. »Für Sie, Inspektor. Ein gewisser John Sinclair.«
»Oh - danke.« Suko freute sich, etwas von seinem Partner zu hören, der einer Sache nachgehen wollte, an die er so recht nicht geglaubt hatte. Da war irgend etwas mit einem ungewöhnlichen Vorgang in einer Kirche gewesen.
»John, du kannst herkommen, denn ich habe hier einen Fall, der hat sich…«
»Nein, Suko.«
Die hart klingende Stimme seines Freundes stoppte den Inspektor. Wenn John so sprach, dann hielt er etwas in der Hinterhand, das nicht zu verachten war.
»Ich höre.«
Und Suko hörte tatsächlich. Immer wieder gibt es Augenblicke, wo selbst ein Mann wie Suko noch das große Staunen überkommt. Das hier war ein solcher.
Er wollte kaum glauben, was er erfuhr und lachte noch auf, bevor er versprach, so rasch wie möglich bei diesem Teich oder See zu erscheinen, um den Freund zu unterstützen.
Zwei Augenpaare schauten ihn erstaunt an, als er den Hörer kopfschüttelnd auflegte. Seine nächsten Sätze stießen einerseits auf Bewunderung, andererseits auf Unverständnis. »Ich glaube, daß dieser

Fall so gut wie gelöst ist.«
»Wie… wieso gelöst?« fragte der Kollege.
»Wir wissen, wer der Mörder ist.«
»Der… der Geist?«
»So ist es.«
Das konnte der Kollege nicht glauben. Er zeigte auf das Telefon. »Durch den Anruf Ihres Kollegen?«
»Genau.«
»Wer war es denn nun?«
Suko wandte sich nicht an den Polizisten, sondern an Mandy Miller. »Sagt Ihnen der Name Lilian Demarest etwas, Mandy?«
Sie schüttelte den Kopf. »Nein, nichts, überhaupt nichts. Nie gehört von der Frau.«
Mandys Augen weiteten sich noch mehr. Sie fuhr mit der Zungenspitze über die Lippen und formulierte ein leises: »Das verstehe ich überhaupt nicht, Inspektor.«
»Es wird auch nicht nötig sein, daß Sie es begreifen, wir jedenfalls werden uns bemühen, diesen ungewöhnlichen Schutzengel, der so gern küßt, zu stellen.«
»Wo wollen Sie das tun?«
Suko stand auf und drehte sich dem Kollegen zu, der die Frage gestellt hatte. »Am Stadtrand von London, wo es nett und freundlich ist und man sich noch über ein Stück Natur freuen kann. Dort erwartet mich mein Kollege, und da hat er auch diese ungewöhnliche Erscheinung getroffen, wenn Sie verstehen.«
»Nein, ich verstehe gar nichts.«
»Macht nichts.« Suko winkte ab. »Es ist nicht mehr Ihr Fall.« Er wandte sich an Mandy. »Wir werden noch voneinander hören, wenn alles vorbei ist. Versuchen Sie bitte, das Schlimme zu vergessen.«
Sie nickte, ohne allerdings damit überzeugen zu können.
Suko verließ den Raum. Draußen schlug er mit der flachen Hand gegen die Wand. Das war wieder einmal ein Fall, wo ein Rädchen ins andere griff und der deshalb wie geschmiert lief.
Er war ja zunächst skeptisch gewesen, was die Aussagen der Zeugin anbetraf. Dieses Gefühl hatte ihn jedoch verlassen und einem anderen Platz geschaffen.
In ihm war das Jagdfieber erwacht…

***

Auf der Fahrt zum See oder zum Teich hatte ich den Eindruck, mich überhaupt nicht mehr durch London zu bewegen, sondern mich in irgendeinem abgeschiedenen Hochtal in Cornwall zu befinden, denn so einsam war die Landschaft geworden.
Der Wald wuchs hier ziemlich dicht, er bildete Markierungen und

Grenzen. Je näher wir dem Wasser kamen, um so mehr veränderte sich die Luft. Sie roch auch anders, war feuchter geworden. Tief hingen die Wolken, sie ließen nur wenige Sonnenstrahlen durch. Es war ein seltsames Licht, und es verdiente den Namen kaum.

Die Schatten der Abenddämmerung waren noch nicht herangeeilt. Dennoch rollten wir durch ein grünlichgraues, trübes Zwielicht, das mit langen Spinnweben verhangen war, so daß ich den Eindruck bekam, unser Wagen würde jedesmal in eine neue Welt hineinbrechen.

Die asphaltierten Wege oder Straßen hatten wir hinter uns gelassen. Wir rollten über einen schmalen Feldweg, durch kleine Mulden, über Hügel und Buckel.

Mason Walker hockte schweigend neben mir. Er hatte die rechte Hand zur Faust geballt und sie so gedreht, daß er mit seinen Oberzähnen in seinen Handballen beißen konnte. Er wirkte wie ein verschüchtertes Mädchen, das sich im Wald fürchtete.

Manchmal ließ er den Arm nach unten fallen, legte die Faust auf den Oberschenkel und drehte sich um, weil er aus dem Heckfenster schauen wollte, ohne jedoch etwas erkennen zu können. Es waren nur die hohen Büsche zu sehen, oder die Zweige der Bäume, die sich oft genug über dem Weg trafen und ihn an einigen Stellen zu einem grünen Tunnel werden ließen.

»Es verfolgt uns niemand«, sagte ich, weil mir die Blicke des Küsters auf die Nerven fielen.

Er atmete seufzend, als würde er unter einer ungemein schweren Last leiden. »Am liebsten würde ich aussteigen.«

»Das können Sie. Sagen Sie mir nur, wie ich zu fahren habe.«

Er winkte ab und fing an zu quengeln. »Es hat ja alles keinen Sinn, Mr. Sinclair. Wenn ich allein zurückgehe, laufe ich dieser Kreatur möglicherweise in die Arme, und das will ich nicht.«

Ich grinste insgeheim. »Okay, dann bleiben Sie bei mir, bis ich in das Boot geklettert bin.«

Er holte durch beide Nasenlöcher tief Luft. »Wollen Sie wirklich auf den See?«

»Natürlich.«

»Und wenn dieser… Geist der toten Lilian Demarest nun erscheint? Was machen Sie dann?«

»Werde ich ihn fragen, ob er mich küssen möchte.«

»Sie haben vielleicht Nerven«, flüsterte Mason Walker.

»Das muß ich.«

»Haben Sie es sich denn nie vorgestellt, daß Sie es nicht schaffen könnten und der andere stärker ist?«

»Daran denke ich nicht.«

Er drückte kurz gegen seine Nase, verfiel für einen Moment in

brütendes Schweigen und hatte endlich seine Formulierung gefunden. »Denken so Helden, Sir?«

»Nein, bestimmt nicht. Außerdem weiß ich nicht, was Helden sind. Ich jedenfalls fühle mich nicht als Held. Ich bin ein Polizist, der seinen Job hat und versucht, ihn so gut wie möglich zu machen. Das ist alles, Mr. Walker.«

»Daran würde ich zerbrechen«, gab er zu. »Immer die Angst, immer die Gefahren, immer…«

»Ich lasse mich trotzdem nicht in den Innendienst versetzen.«

»Ja, das glaube ich Ihnen sogar.«

»Sehen Sie, Mr. Walker, jeder ist eben anders, und der Mensch sollte dort sein Bestes leisten, wo er hingestellt wurde oder sich hat hinstellen lassen.«

Der Küster schielte mich an. Ich hatte ihn durch meine Worte von seinen eigentlichen Sorgen abgelenkt. »Träumen Sie von Idealvorstellungen, Mr. Sinclair?«

»Ist das ein Traum?«

»Ich finde schon.«

Mein Lächeln fiel karg aus. »Ja, leider ist das ein Traum. Manchmal bin ich eben ein Traumtänzer.«

»Das sind wir alle«, murmelte der Mann neben mir. »Wären wir das nicht, würden wir zerbrechen. Ich bin wesentlich älter als Sie, Mr. Sinclair, und auch ich habe mir noch meine Traumwelten erhalten, die kleinen Fluchten, in die ich mich ab und zu zurückziehe. Aber jetzt geht es um Lilian Demarest, und das sind keine Fluchten.«

»Bestimmt nicht«, gab ich ihm recht. »Sagen Sie, Mr. Walker, können Sie sich noch an sie erinnern? An etwas Bestimmtes?«

»Ich sagte Ihnen bereits, wir hatten kaum Kontakt. Ich kannte sie vom Namen her, vom Aussehen, aber eine nähere Beziehung bin ich nicht eingegangen.« Er wurde rot, weil er meinte, daß ich ihn falsch verstanden hatte, aber ich nahm ihm den Wind aus den Segeln.

»Okay, Mr. Walker, ich habe begriffen. Sie hatten also keinen Kontakt.«

»Nein.« Er wirkte beruhigt. »Die Familie Demarest war von uns normalen Bürgern einfach zu weit entfernt, wenn Sie verstehen. Da existierte keinerlei Kontakt.«

»Wer hat den oder die Mörder damals gesucht?«

»Wenn ich das noch wüßte.« Er hob die Schultern. »Irgendwelche Polizisten, Kollegen von Ihnen.«

»Sie hat sich allerdings viel Zeit mit ihrer Rache gelassen, finde ich.«

»Da haben Sie recht, Mr. Sinclair. Die unheimlichen Vorfälle in der Kirche liegen noch nicht lange zurück. Da muß in den letzten Wochen Schreckliches passiert sein.« Er schüttelte den Kopf und zog ein Gesicht, als müßte er noch über gewisse Dinge nachdenken.

Ich konzentrierte mich wieder auf mein Umfeld und fuhr sehr langsam. Bedingt durch die Umgebung, war es bisher ziemlich düster gewesen. Was sich allerdings änderte, denn ich sah so etwas wie ein Licht am Ende des Tunnels.

Der Weg hörte dort auf, wo der Uferstreifen begann, und genau da öffnete sich der andere Teil.

Vor uns lag der See. Das heißt, dieser Begriff war übertrieben. Man konnte ihn eher als einen großen Teich ansehen, und er schimmerte wie ein türkisfarbenes Auge, über dem leichte Schleier hingen, die mir vorkamen wie dünnes Glas.

Die Gegend wirkte geheimnisvoll und verwunschen, als würden genau hier Märchen und Legenden zu Wahrheiten werden, um sich den Menschen zu stellen.

Die nahen Uferregionen waren bewachsen. Besonders fiel der Schilfgürtel auf, der den See wie ein dichter Vorhang umschloß. Dahinter, weg vom Ufer, breiteten starke Bäume ihre mächtigen Äste aus, aber auch Trauerweiden, die ihre dünnen Zweige der Wasseroberfläche entgegenhingen, gaben der Umgebung eine gewisse Melancholie.

Auch der Untergrund hatte sich verändert. Wir konnten nicht mehr normal fahren, der Boden war sehr weich geworden, auch wenn er noch keinen sumpfigen Charakter besaß. Ich wollte nicht direkt bis an das Ufer heran und hielt nach einem Platz Ausschau, wo ich den Wagen wenden und abstellen konnte.

Der war sehr bald gefunden. Als der Motor erstarb, umgab uns eine bleierne Stille.

Ich öffnete die Tür. Im selben Augenblick legte mir Mason Walker eine Hand auf den Arm.

»Bitte?«

»Ich möchte nicht mit Ihnen gehen, Mr. Sinclair. Wenn es Ihnen nichts ausmacht, bleibe ich hier am Wagen zurück. Auf den See will ich nicht hinaus.« Sein Gesicht war bleich, er fühlte sich unwohl, die Stimme kratzte und ich mußte leise lachen.

»Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen, Mr. Walker. Das verstehe ich.«

»Danke.«

»Wenn Sie mir nur noch sagen würden, wo ich das Boot finde, wäre ich Ihnen sehr verbunden.«

»Ich zeige es Ihnen.«

Jetzt stieg er doch mit mir aus. Um das Ufer zu erreichen, brauchten wir nur wenige Schritte zu gehen. Der Boden unter unseren Schuhen war weich und federnd. Die Feuchtigkeit hatte sich auch sammeln können, und an manchen Stellen bildete sie kleine Pfützen, die wie ölige Inseln glänzten.

Nichts kam mir fremd vor. Die Geräusche, die ich hörte, waren allesamt normal.

Das Summen der Insekten, unsere Schritte, wenn sie durch das Gras schleiften, mal das Quietschen des Schlammes, wenn er durch unser Gewicht Druck bekam, und auch das leichte Kratzen, das entstand, wenn der Wind die Schilfrohre so bewegte, daß sie gegeneinander schabten.

In dieser Wand existierte eine Lücke. Sie war von Menschenhand geschlagen worden und ließ einen faulig aussehenden Holzsteg sichtbar werden, der in den Schilfgürtel hineinführte.

Mason Walker war neben mir stehengeblieben und deutete mit der Hand über den See. »Wo er endet«, erzählte er, »finden Sie den Kahn angetäut. Erwarten Sie kein Traumboot, Sie müssen sich schon mit einem Ruderkahn zufriedengeben.«

»Danke.«

Als ich gehen wollte, hielt mich der Küster fest. Er machte einen etwas verlegenen Eindruck, als würde es ihm schwerfallen, mich noch einmal anzusprechen. Dann tat er es doch und sagte mit leiser Stimme: »Glauben Sie wirklich, Mr. Sinclair, daß Sie die Lösung auf dem See finden werden?«

»Ich rechne zumindest damit.«

»Aber nichts beweist Ihnen, daß Sie den Geist hier finden werden. Oder rechnen Sie damit, daß er sich in der Tiefe aufhält, sich auf dem schlammigen Boden versteckt? Wenn ja, müssen Sie ihn dort suchen, aber Sie sind nicht wie ein Taucher ausgerüstet.«

»Stimmt. Ich hoffe auch, daß ich nicht zu tauchen brauche. Ich sage Ihnen etwas anderes, Mr. Walker. Jeder Geist hat irgendwo eine Heimat, einen Ort, an den er sich zurückzieht. Ich bin der Meinung, daß dies der See sein könnte.«

»Warum?«

Ich lächelte ihn an. »Weil hier alles begonnen hat, wenn ich Ihren Erzählungen Glauben schenken kann.«

Er räusperte sich, schaute mich an, dann nickte er. »Ja, es könnte stimmen. Hier hat tatsächlich alles begonnen.« Er schaute sich um, als könnte er die Erscheinung sehen, aber sie ließ sich nicht blicken.

Nur das dichte Ufergestrüpp umstand uns, und vor uns lag der Schilfgürtel wie eine Mauer aus Röhren.

»Gut, dann bis später«, erklärte ich voller Optimismus und betrat den Steg.

Der Küster hob die Hand, um mir nachzuwinken, während ich auf das Boot zuging.

Die Bohlen unter meinen Füßen bewegten sich. Sie waren weich, gaben deshalb nach, aber sie hielten. Ich konnte diese provisorische Brücke unbeschadet überqueren.

Der Kahn war wirklich alt. An einigen Stellen schimmerten noch Wasserpfützen. Die Ruder waren eingeholt. Das alte Tau, das ihn festhielt, sah faserig aus.

Ich stieg ein.

Der Boden schwankte, und mein Wasserfahrzeug beugte sich schwerfällig nach vorn.

Ich löste das Tau, um anschließend das rechte Ruderblatt in das Wasser zu stoßen.

Die Schilfrohre umgaben mich wie starre Wächter. Jetzt, da ich saß, wuchsen sie so hoch, daß ich nicht über sie hinwegschauen konnte. Sie standen dicht an dicht, ängstliche Menschen hätten hier schon Platzangst bekommen können.

Ich nahm auch das zweite Ruder, stieß mich abwechselnd ab, um die flache Uferregion zu verlassen.

Dann klappte es besser. Ich konnte die Ruder bewegen und fuhr hinaus auf den See…

Mason Walker, der Küster, war allein zurückgeblieben und fühlte sich beileibe nicht wohl.

Obgleich er sich in der Natur befand, kam er sich dennoch vor wie in einem Gefängnis. Es war ihm nicht möglich, sich frei zu bewegen. Er selbst hatte sich diese Grenzen gesetzt, und das wiederum war eine Folge seiner eigenen Psyche, denn ihr gegenüber fühlte er sich als Gefangener und auch wie ein Mann, der einen Stein in das ruhige Wasser geworfen hatte und sich die Wirkung anschaute, die die entstandenen Wellen anrichteten.

Das Wasser lag da wie ein trüber Spiegel, über dem sich ein weiches Gespinst verdichtete.

Es war der Dunst, der am Ende des Tages immer entstand und geisterhaft blaß über die Oberfläche kroch. Das war keine Gegend für Mason Walker. Nicht, daß er besonders ängstlich gewesen wäre, aber er spürte schon diese andere Atmosphäre, die sich ausgebreitet hatte und auch von ihm nicht zurückgedrängt werden konnte, denn er kam sich zwischen ihr vor wie ein Gefangener.

Sinclair hatte es geschafft und den Schilfgürtel hinter sich gelassen. Mit ruhigen Bewegungen ruderte er der Mitte des Sees entgegen. Der Küster kam nicht umhin, den Mann zu bewundern, er selbst hätte es nicht getan.

Okay, die Leute hatten immer wieder davon gesprochen, daß der See verwunschen war, aber die erzählten viel, und der Küster hatte ihren Worten nie so recht getraut. Bis zum heutigen Tag, wo ihm die berechtigten Zweifel gekommen waren, denn wer hatte schon den Anblick eines Geistes oder Gespenstes ›genießen‹ können?

Das war nur den wenigsten Menschen zuteil geworden. Er gab aber zu, daß er sich nicht besonders glücklich deswegen fühlte, im

Gegenteil, es paßte ihm überhaupt nicht.

Das Plätschern der Wellen war längst verstummt. So, als hätte es die leicht trübe Luft aufgesaugt. In diesem Augenblick kam sich der Küster so allein vor. Alles bereitete ihm Angst, selbst der abgestellte Rover stellte eine Unsicherheit dar, obwohl er bestimmt völlig harmlos war.

Walker ärgerte sich darüber, daß er überhaupt mit an den See gefahren war, aber er hatte nicht anders gekonnt, weil er auf den Fall aufmerksam gemacht hatte.

Er drehte sich um.

Jetzt lag der Wald vor ihm.

Ein Reich für sich, düster und geheimnisvoll. Bedeckt von grünen Schatten, in die sich allmählich eine andere Farbe hineinmengte, ein tiefes Grau, was wiederum anzeigte, daß sich der Tag dem Ende zuneigte. Noch war die Dämmerung nicht eingefallen, aber der Himmel zeigte auch keinen hellen Sonnenfleck. Er hing über der Gegend wie eine düstere Decke.

Es war sicherlich übertrieben, zu behaupten, daß es eine Drohung gewesen wäre, ihm aber kam sie so vor, und er spürte den kalten Schauer auf der Haut. Dem Küster war, als hätte jemand mit einem Pinsel darüber hinweggestrichen.

Es war nicht sehr warm, dennoch schwitzte Walker. Immer öfter wischte er sein Gesicht ab, aber der Schweiß kehrte prompt zurück, so daß er sich vorkam wie in einer Sauna. Alles bedrückte ihn, selbst die Kronen der Bäume empfand er als beängstigend. Jeden Augenblick konnten sie sich auf ihn niedersenken und ihn unter sich begraben.

Wo bewegte sich etwas?

Plötzlich überkam ihn der Eindruck, aus dem tiefen Schatten hervor beobachtet zu werden.

Irgendwo lauerten die Fremden, hockte der Unsichtbare, hatte sich das Grauen gehalten.

Kalt rann es über seinen Rücken.

Der Wind fuhr über den See hinweg, er kräuselte die Wasserfläche, spielte mit den Wellen…

Und der Wind schwieg.

Stumm standen die Bäume und bildeten ein natürliches Mauerwerk gegen irgendwelche Feinde.

Mason Walker ging einfach davon aus, daß sich im Unterholz oder zwischen den Baumstämmen, wo sich auch die Schatten verdichteten, etwas verbarg. Etwas Unheimliches, für Menschen nicht geeignet. Vielleicht auch etwas Gefährliches.

Sein Atem hatte sich beschleunigt. Er konnte den Blick nicht abwenden, die Augen fingen an zu brennen, weil er einfach zu lange in eine bestimmte Richtung gestarrt hatte.

Er versuchte sich einzureden, daß da nichts war, aber er konnte

einfach nicht. Da gab es eine Grenze, und es war ihm unmöglich, diese zu überspringen.

War Lilians Geist gekommen?

Geister sind immer kalt, hatte er gelesen oder gehört. Oder sie strömen zumindest eine gewisse Kälte aus, die der Mensch spürte, wenn ihm ein Geist zu nahe kam.

Noch merkte er nichts…

Etwas hastig drehte er sich um, weil er unbedingt sehen wollte, wie weit Sinclair bereits auf den See hinausgerudert war. Die Mitte hatte er längst erreicht. Er bewegte sich auch nicht mehr weiter, sondern hatte die beiden Ruder eingeholt, hockte im Kahn und schien darauf zu warten, daß etwas geschah.

Aber es passierte nichts, nicht bei ihm…

Walker drehte sich wieder um.

Der Schrei war bereits auf dem Weg in Richtung Mund, blieb aber auf halbem Wege stecken, denn was er zwischen dem Unterholz zu sehen bekam, raubte ihm beinahe den Verstand.

Dort stand Lilians Geist!

Diese bleiche, neblige Gestalt mit dem harten und knöchern wirkenden Gesicht und den hochstehenden, beinahe leeren Augen, wirkte wie eine lebensgroße Plastik, die von einem Künstler in den Wald hineingestellt worden war.

Walker bekam es mit der Angst zu tun. Er hatte das Gefühl, daß der Geist nur seinetwegen erschienen war, und dieser Eindruck verstärkte sich, als diese Unperson plötzlich den Mund öffnete.

Nein, ihr Maul, das Maul zum Küssen!

War sie erschienen, um ihm den Todeskuß zu geben? Aber er hatte nichts getan. Er war sich keiner Schuld bewußt, die nach einer Rache aus dem Jenseits geschrieen hätte.

Warum nur…?

Die Gestalt schwebte näher. Nicht einmal die Zweige des Unterholzes bewegten sich, als sie kam.

Alles geschah in einer gespenstischen Lautlosigkeit, und abermals bekam der Küster zu spüren, daß sich hier niemand verkleidet hatte.

Die Erscheinung war echt!

Er schluckte, er schaute sich um, dann wieder nach vorn - und erlebte, wie Lilian Demarest auf ihn zuschwebte.

Sie war bereits dicht vor, ihm. Etwas zischte aus ihrem Maul, als wäre ein Ventil geöffnet worden.

Jetzt küßt sie dich! schrie es in ihm.

Mein Gott, jetzt werden dich ihre kalten Totenlippen berühren und in die endgültige Schattenwelt hineinzerren.

Der Küster wollte sich wehren, indem er ein Kreuzzeichen schlug, selbst das gelang ihm nicht, denn die verdammte Falle war

zugeschnappt, und er hatte nicht reagiert.

Etwas Eisiges fiel über ihm zusammen.

Es war wie ein Tuch, das ihn umschwebte, und er glaubte, eine Stimme zu hören.

Nicht mehr als ein böses Zischen, so verfremdet, so verdammt anders, wie er es noch nie erlebt hatte.

Dann wurde ihm schwarz vor Augen.

Ist das der Tod?

Es war der letzte Gedanke, der durch sein Gehirn zuckte, bevor er auf der Stelle zusammenbrach.

Jetzt hatte der Geist freie Bahn, und sein Ziel stand längst fest. Es war der See, auf dessen Mitte das Boot dümpelte…

***

Ob das Gewässer tief oder weniger tief war, konnte ich nicht feststellen, obwohl ich aus kurzer Distanz gegen die Oberfläche schaute, die eine tiefgrüne Farbe angenommen hatte und nicht einsehbar war. Möglicherweise war der See längst ›gekippt‹, hatte einer verfluchten Umwelt Tribut zollen müssen.

Ich ruderte weiter. Und ich glitt hinein in eine Stille, die mir gefiel. Deshalb konnte ich auch gut nachvollziehen, daß es Lilian Demarest damals nicht anders ergangen war und sie diese Stunden zwischen Tag und Traum genossen hatte. Allerdings mußte man auch zu den Menschen gehören, die Stimmungen dieser Art zu schätzen wußten. Sie waren nicht jedermanns Sache. Wer um diese Zeit allein auf den See hinausruderte, für den gab es keine Zeit mehr, sie war einfach verschwunden und uninteressant geworden. Man gab sich einfach einem Stück Tagtraum hin und ließ sich davon treiben. Hinein in andere Zeiten und Welten, die den Menschen zurück in das letzte Jahrhundert versetzten, in dessen zweiter Hälfte die Romantik Triumphe gefeiert hatten und Dichter wie Matthias Claudius ebenfalls in ihren Werken Landschaften und Stimmungen beschrieben, wie ich sie hier erlebte.

Ich fühlte mich umgarnt von der Zeitlosigkeit, ich schwebte fort, ich segelte durch andere Dimensionen, ich geriet in einen Traum hinein und hätte mich eigentlich entspannen müssen, wären da nicht diese schrecklichen Vorfälle gewesen, die meine Stimmung bereits im Ansatz zerstörten.

Wenn mir schon der Gedanke an die Romantik kam, so war sie zumindest durchzogen vom kalten Hauch des Todes.

Das Summen der Insekten kam mir vor wie ein Chor aus geisterhaften Stimmen, die sich aus dem Jenseits meldeten. Die Oberfläche war ein grünes Tuch, das geheimnisvoll schimmerte, denn hin und wieder huschten Reflexe über die Wellen hinweg.

Ich zog die beiden Ruder noch zweimal durch, holte sie dann ein und ließ das Boot treiben.

Der Bug durchschnitt das Wasser, hinterließ ein leises Plätschern, teilte das Wasser und gab den beiden Hälften einen hell schimmernden Kamm.

Manchmal sah ich das Wasser als getöntes Glas an, das auseinanderbrach, ohne Geräusche zu hinterlassen.

Allmählich lief der Kahn aus. Die Wellen berührten sich, ihr Plätschern war kaum mehr zu hören und verstummte wie ein Gesang, der nicht mehr vorhanden sein wollte.

Unter mir spürte ich die Ruderbank. Im Gegensatz zum Holz des Steges war dieses noch gut erhalten.

Nach einer Weile dümpelte das Boot nur noch. Es schwang leicht von einer Seite zur anderen, was ich wie ein leichtes Wiegen empfand, als wollte mich jemand zum Schlaf betten.

Ich ergab mich der Stille…

Zwei Minuten ließ ich verstreichen, verengte sogar meine Augen und verkleinerte somit mein Blickfeld, so daß ich nur einen bestimmten Ausschnitt zu sehen bekam.

Eine Trauerweide am gegenüberliegenden Ufer, hinter der sich eine Wiese ausbreitete wie ein weites grünes Feld, über das sich allmählich die Schatten des hineinbrechenden Abends legten.

Ende Mai wurde es nicht so schnell dunkel, es würde also noch hell bleiben, und das Licht würde sich erst in einer Stunde verändern. Bis dahin blieb es gleich.

Ich dachte an den Geist der Lilian Demarest und konnte nur hoffen, daß ich richtig reagiert hatte.

Bisher ging ich davon aus, daß dieser kleine See die Wohnstatt oder der Aufenthaltsort des Geistes war, und ich wollte daran glauben, daß sich die Erscheinung nach dem Auftauchen am Haus des Pfarrers wieder hierher zurückgezogen hatte.

Das alles strömte mir durch den Kopf. Ich dachte auch an den ersten Angriff der Lilian Demarest, als ich auf dem Dach der Garage stand. Da war das Gespenst über mich gekommen wie ein Sturmwind.

Ja, sie war stark, sie war mächtig. Aus diesem Grund trug ich mein Kreuz auch sichtbar vor der Brust.

Sollte sie doch kommen, ich würde eine Warnung schon früh genug erhalten. Bisher aber hatte sie sich nicht blicken lassen. Die Erscheinung blieb verschwunden, und es kam mir beinahe vor, als wollte sie mich damit ärgern. Bisher hatte ich nur in eine Richtung geschaut. In den folgenden Sekunden änderte sich das. Noch auf der schmalen Ruderbank sitzend, drehte ich mich um und schaute jetzt zu dem Uferstreifen hinüber, von dem ich losgerudert war.

Dort lag der Schilfgürtel wie ein dunkler Zaun. Dahinter wuchsen die

Bäume hoch, verschmolz das Unterholz mit den Stämmen zu einem lichten Gespinst, aber ich entdeckte weder den Küster noch meinen Rover.

Ich tröstete mich damit, daß der Schilfwall doch ziemlich hoch aus dem Wasser ragte und das, was sich dahinter befand, meinen Blicken entzog.

Das Wasser lag wieder glatt. Der Himmel sah nicht anders aus als vor einer Stunde.

Es hatte sich nichts verändert - äußerlich zumindest. In meinem Innern allerdings spürte ich, daß es nicht mehr lange dauern konnte, bis die Erscheinung wieder sichtbar wurde. Ich konnte den Grund nicht nennen, es war mehr ein Gefühl, das sich im Laufe der Jahre entwickelt und mich selten betrogen hatte.

Änderten sich bereits die Schatten? Wurden sie länger und dunkler? Versank der See in einen Zustand der Lethargie, die aus einem fremden Reich hergeschickt wurde?

Ich wußte es nicht, ich konnte nur meinen Gefühlen folgen, und sie sendeten mir diese Veränderung zu. Da hatte sich etwas verdichtet, da war die Luft glasiger geworden und schien jetzt einen gewissen Wiederstand zu besitzen, den ich beim Rudern zunächst einmal überwinden mußte.

Etwas kroch über meinen Rücken. Es fühlte sich an, als würden sich zahlreiche Spinnenbeine bewegen.

Es war nur der Schauer…

Ich fror ein wenig. Der Wind, eigentlich fast schon eingeschlafen, frischte wieder ein wenig auf. Er strich über die ruhige Oberfläche hinweg und hinterließ auf ihr ein zitterndes Wellenmuster, das auch gegen den plumpen Kahn anlief und ihn in leichte Schaukelbewegungen versetzte, die ich nicht ausgleichen konnte.

Vorboten…?

Ich schaute wieder dorthin, wo ich den Wagen zurückgelassen hatte. Das Schilf war ebenfalls vom Wind erfaßt worden. Es bewegte sich wie nach einer schwerfälligen Melodie, aber die Laute, die entstanden, wenn die Rohre aneinanderschabten, erreichten meine Ohren nicht. Dazu war die Entfernung zu groß.

Wellen tanzten auf dem Wasser. Manchmal reflektierend, als wollte sie mir zublinzeln.

Und auch der Schilfvorhang ›tanzte‹ schwerfällig weiter…

Sogar der bleiche Fleck, der sich zwischen den dunklen Rohren bewegte. Nebel? Dunst? Möglich, denn an den Ufern stiegen die ersten feinen Schwaden in die Höhe, als wollten sie den See und seine unmittelbare Umgebung zum Abend und zur Nacht zudecken.

Sie blieben zunächst dort, wo sie entstanden waren, bis auf diese eine Nebelinsel.

Die wanderte weiter. Sie löste sich vom Ufer und schwebte lautlos der Mitte des Sees entgegen, wo ich einsam und verlassen im Boot hockte.

Das war nicht normal, verdammt! Nein, das kam einfach nicht hin, das mußte Lilians Geist sein!

Ich hielt den Atem an, obwohl er von mir noch relativ weit entfernt war.

Aber er hatte ein Ziel, und das war ich.

In diesen Augenblicken hätte ich mir gern einen klaren Sonnenschein oder wenigstens helles Licht gewünscht, um klar sehen zu können, beides war nicht vorhanden, und so sah ich weiterhin nur diesen ungewöhnlichen Umriß, der einem Tuch gleich über die Wasserfläche schwebte und sich mir näherte.

Noch kristallisierte sich dort keine Gestalt hervor. Auch mit viel Phantasie hätte ich in der Wolke keinen menschlichen Umriß ausmachen können.

Das änderte sich.

Der Dunst schien zur Seite geblasen zu werden, obwohl ich in meinem Boot nichts bemerkt hatte.

Jedenfalls teilte er sich, befreite die Ränder und ließ nur den Mittelpunkt frei.

Und da war sie!

Sie hatte sich nicht verändert. Noch immer wirkte sie etwas hölzern und gleichzeitig elegant, denn sie blieb über dem Wasser, ohne sich auch nur den Anschein zu geben, einzusinken.

Es war ein Ereignis, selbst für mich, wo ich mit zahlreichen unerklärlichen Wesen konfrontiert wurde.

Da kam ein Geist…

Da kam ein Gespenst…

Ich konzentrierte mich allein auf diese Erscheinung und merkte auch, daß sich mein Kreuz rührte.

Die Wärme wurde durch meine Kleidung abgehalten, aber ein schwaches Leuchten umwehte die Umrisse, als wollte es mir eine optische Warnung zukommen lassen.

Äußerlich war die Umgebung gleichgeblieben, und doch hatte sich einiges verändert. Die Luft kam mir dichter vor, sie war schwerer geworden, als wollte sie mich erdrücken und auch gleichzeitig dafür sorgen, daß mein Atem erschwert wurde.

Manchmal tanzten Lichtschimmer über dem Wasser, von denen ich nicht wußte, woher sie stammten.

Der Geist schwebte über den Fluten. Seine Beine, die wie zwei bleiche Stücke unter dem Saum des Dunstkleides hervorschauten, bewegten sich nicht. Mir, dem Beobachter, kam es so vor, als wäre eine nicht sichtbare Kraft dabei, die Gestalt immer weiter in meine

Richtung zu schieben. Sie hatte sich nicht verändert und war mittlerweile so nahe herangekommen, daß ich ihr ›Gesicht‹ erkennen konnte, weil es sich eben vor dem dunklen Hintergrund gut abhob.

Kantig, mit den hochstehenden Haaren, die eine etwas andere Farbe bekommen hatten, weil sie den grünlichen Ton des Wassers annahmen und deshalb in einem helleren Blau schimmerten.

Die Augen waren kreisrund, sie sahen aus wie Laternen, aus denen der Schrecken einer anderen Welt leuchtete.

Ich konzentrierte mich auf die Arme, die gespreizt vom Körper abstanden und so aussahen, als wollte die Erscheinung jeden Augenblick nach einer Beute greifen.

Aber das ließ sie bleiben.

Statt dessen schwang sie über die Oberfläche hinweg und kam noch näher an mich heran.

War das alles?

Wollte sie den Kampf hier auf dem Wasser, und wollte sie mich in diesem Boot stellen?

Ich lächelte unwillkürlich, als ich daran dachte, wie einfach doch alles war.

Oder doch nicht?

Urplötzlich veränderte sie sich nicht mehr. Der Geist der Lilian Demarest blieb stehen.

Ich konnte nicht anders und mußte einfach in das Gesicht hineinschauen, dessen Mund weit offenstand, wie zu einem gewaltigen Biß. Für einen Moment dachte ich an den Küster. Von ihm hatte ich nichts gehört, nicht einmal einen Schrei, aber ich ging davon aus, daß er diese Erscheinung ebenfalls gesehen hatte.

War er tot?

Hatte sie auch ihn geküßt mit ihrem verdammten Mund, der das Gesicht eines Menschen zerreißen konnte?

Etwas zischte über das Wasser. Es war ein Laut, eine Botschaft, die ich nicht genau verstand, aber dennoch meinte, das Wort Kuß gehört zu haben.

Soweit war es noch nicht. Ich würde mich auch wehren, konnte mich dagegen wehren, aber nicht gegen das, was nun folgte und den Begriff Unbill der Natur verdiente.

Das dunkelgrüne, gläsern wirkende Wasser brodelte genau dort auf, wo die Erscheinung stand.

Es war ein gewaltiger Schaumberg, der sich bildete, aber dabei blieb es nicht.

Aus dem Schaumberg heraus bildeten sich Wellen, die gegen mein Boot rollten.

Verdammt, ich hätte es mir denken können. Schon auf dem Dach der Garage hatte mich der Sturm erfaßt, was er jetzt wieder tat, aber

diesmal war ich wehrloser.
Es gab keinen Zweifel mehr.
Mir stand ein Kampf auf Leben und Tod bevor!

***

Was sollte ich tun?
Rasch die Beretta zu ziehen und auf einen Geist zu schießen, ergab keinen Sinn, das war Munitionsverschwendung. Also klammerte ich mich mit beiden Händen an den Bordwänden fest und versuchte, das Boot einigermaßen im Gleichgewicht zu halten.
Das Gespenst schwebte über dem Wasser und schickte mir den Sturm und die Wellen.
Ein wildes Brausen ergoß sich in meine Ohren. Das Wasser wurde zu einem wilden Tier, das sich seinen Weg suchte und mich dabei verschlingen wollte.
Der Vergleich mit einer Nußschale strömte mir durch den Kopf. Obwohl der See wirklich nicht groß war, kam ich mir vor wie auf einem weiten Meer hockend, wo sichtbar kein Landstreifen zu sehen war, geschweige denn eine Insel.
Ich blieb noch hocken.
Und ich hörte das Lachen des Wesens durch den Sturm hindurch. Es war wie ein Zeichen, denn einen Augenblick später schickte es mir noch härtere und größere Wellen, die wuchtig gegen die Bordwände schlugen, daran hochkletterten und mich mit ihrem grünlich schimmernden Wasser übergossen, so daß ich wie durch einen Nebel aus Sprüh schaute und die Welt um mich herum in einer triefenden Nässe versank.
Der Kahn spielte verrückt.
Er tanzte, er beugte sich, er kam wieder hoch, das Wasser türmte sich auf. Nichts bot ihm mehr Halt, und jedes Klatschen, das entstand, wenn es über Bord wehte, kam mir vor wie das hohle Klopfen eines Nagels in meinen Sargdeckel.
Ich konnte nichts tun, als mich festklammern und darauf hoffen, daß der Sturm irgendwann abflaute und ich es geschafft hatte, noch immer auf der Ruderbank zu sitzen.
Der alte Kahn tanzte.
Er gab ächzende Laute ab, die sich anhörten wie ein tiefes Stöhnen und mich daran erinnerten, daß er jeden Augenblick auseinanderbrechen konnte.
In diesem Moment bekam ich Furcht, nicht vor der Erscheinung, sondern deshalb, weil ich diesen wilden Elementen so hilflos ausgeliefert war.
Irgendwann würde der Zeitpunkt eintreten, daß ich es nicht mehr schaffte, mich festzuklammern.

Und dann?
Ich hatte längst einen trockenen Mund bekommen. Alles andere war durchnäßt, und der kleine Kahn schwankte auf dem Wasser, als wäre er nur mehr ein Strohhalm.
Immer wieder krängte er über.
Mal nach backbord, dann wieder nach steuerbord. Jedesmal kam die Wasserfläche so nahe heran, daß ich befürchtete, sie würde finit einer Breitseite in das Boot schwappen, es füllen und dann zum Kentern bringen. Das war sowieso nur eine Frage der Zeit.
Der Wind heulte in meinen Ohren. Er zerrte an den Haaren wie die Klauen eines wilden Tieres.
Ich dachte daran, nach den Rudern zu greifen und zu versuchen, dieser Hölle zu entkommen.
Es würde keinen Sinn ergeben. Sobald der Geist merkte, daß ich entwischen wollte, würde er den Sturm noch verstärken, um diesen Plan zu vereiteln.
Aber er verstärkte ihn auch so.
Plötzlich türmte sich das Wasser vor mir zu einer gewaltigen Welle auf, die mir vorkam wie ein gläserner Berg mit zahlreichen dunkelgrünen Einschlüssen.
Verflucht, das war sie!
Das war die Welle, der ich nichts mehr entgegensetzen konnte - mein Kahn erst recht nicht.
Sie rollte sich auf mich zu.
Sie war unerbittlich, und in ihrem Innern schien die Fratze des Satans zu leuchten, die mir klarmachen wollte, daß in der Hölle ein Platz für mich reserviert war.
Noch immer klammerte ich mich fest.
Es half nichts.
Die Woge war da, viel breiter als mein Kahn, und sie war um einiges stärker.
Sie rammte mich, sie fiel über mir zusammen, und sie bestand aus unzähligen kalten, nassen Armen, die mich ebenso umschlangen wie das Boot und uns beide in den Tunnel hineinzerren wollten, aus dem es kein Zurück mehr gab.
Ich holte noch einmal tief Luft, weil das Wasser sich so hoch vor mir auftürmte, daß es auch meinen Kopf umspülen würde.
Dann war es soweit.
Hatte ich noch das häßliche Lachen der Erscheinung gehört, oder war es eine Einbildung gewesen?
Wie dem auch sei, dem Schicksal entging ich nicht, denn es schlug als nasser Tod zu.
Da waren die unheimlich starken Gewalten, die an mir rissen und zerrten. Ich hatte mich bisher noch immer an den Bootsrändern

festklammern können, das war nun vorbei, denn das Boot wurde durchgeschüttelt, so daß ich Furcht davor hatte, es könnte auseinanderbrechen. Noch hielten die einzelnen Teile, aber etwas zerrte an meinen Händen, dann kippte die mich umgebende Welt zur rechten Seite hin, und ich wußte, daß auch dieser Halt nichts mehr nutzte.

Ich drehte mich und mit mir das Boot.

Dann tauchte ich unter.

Es war so, als wäre eine gewaltige Pranke erschienen, die mich unter die Wasserfläche drückte und danach einen langen Reißverschluß schloß, der mich von meiner Welt absperrte und mich dafür hineinpreßte in eine andere.

Hinein in die Welt des Wassers, wo Fische überleben konnten, aber keine Menschen.

Und natürlich Geister, denn sie hatten jetzt alle Vorteile auf ihrer Seite…

***

Zu wissen, wo sich etwas befand, das war die eine Seite. Es aber auch zu finden, war eine zweite, und an der wäre Suko beinahe verzweifelt, als er seinen Freund John Sinclair suchte.

John hatte von einer Kirche gesprochen und von einem See. Die Kirche zu finden war kein Problem gewesen, das Erreichen des Sees gestaltete sich schon schwieriger, denn Suko wußte nicht, in welche Richtung er sich wenden sollte.

Er hätte nachgefragt, aber weit und breit war kein Mensch zu sehen. Also entschloß er sich, die Kirche zu betreten, in der Hoffnung, dort jemand zu finden, der die Stille zwischen den Messen nutzte und sich betend in das Gotteshaus zurückgezogen hatte.

Aber auch da wurde Suko enttäuscht. Ihn umfing eine schwammige Kühle, und dabei blieb es.

Er schaute auf die leeren Bankreihen. Am Altar flackerten einige Kerzenflammen, das war auch alles.

Suko preßte die Lippen zusammen. Wäre er nicht in einer Kirche gewesen, hätte er geflucht, so aber gab er sich einzig und allein seinen Gedanken hin.

Er verließ das Gotteshaus wieder und ging zu seinem BMW, der nur ein paar Schritte entfernt parkte. Suko lehnte den Ellbogen des angewinkelten Armes auf das Dach und überlegte.

Wo mußte er hin?

Er sah kein Schild, das auf einen See hingewiesen hätte. Das Gewässer lag zu versteckt, und wer von den Einheimischen dorthin wollte, der fand den Weg.

Er setzte sich in den Wagen und hatte auch die Reifenspuren

gesehen. Sie führten in eine bestimmte Richtung, wobei es nicht bei einem Spurenpaar blieb, denn es vereinigten sich mehrere. Suko blieb nichts anderes übrig, als dem Weg zu folgen. Und so rollte er sehr langsam in einen ausklingenden Tag hinein, dessen Licht ihm vorkam wie ein grauer, düsterer Schleier, der hin und wieder von einem grünen, blassen Tuch durchwoben war.

Er blieb auf einer schmalen Straße und achtete sehr sorgfältig auf die Umgebung.

Vielleicht stand doch irgendwo ein Schild, das auf den See hinwies. Aber Suko täuschte sich.

Nur die Straße lag wie ein schmaler, grauer Streifen vor ihm - und er sah auch die Abzweigung, die links von der Straße wegführte. Durch dichtes Gras zogen zwei Streifen, die Suko als Reifenspuren identifizierte und die ihm vorkamen wie eine plötzliche Erleuchtung.

Er stoppte.

Der See lag einsam. Wer ihn kannte, wußte, wie er zu gehen hatte, und Suko ging davon aus, daß zu einem derart versteckt liegenden Gewässer keine öffentliche Straße hinführte, sondern man sich mit einem schmalen Pfad zufrieden gab.

War er das?

Viel falsch machen konnte Suko nicht. Wenn er sein Ziel nicht erreichte, hatte er eben Pech gehabt.

Auf dem weichen Boden bewegten sich die beiden Vorderräder ziemlich schwerfällig, als Suko das Lenkrad drehte. Er spielte nur etwas mit dem Gas, dann rollte er in ein Weg ein.

Dicht wuchs er von zwei Seiten zu.

Der herannahende Abend hatte auch die Feuchtigkeit mitgebracht. Feine Dunstschleier wehten über den Pfad und krochen auch in das Unterholz zwischen den Bäumen. So wurde der Wall noch dichter und undurchdringlicher als sonst.

Der Wagen schwankte leicht über den unebenen Boden. Das war keine Strecke für einen BMW, hier hätte ein Jeep oder ein Geländewagen besser gepaßt.

Suko merkte sehr wohl, daß ihm die Zeit im Nacken saß. Irgend etwas trieb ihn an. Es war wohl sein Gefühl und auch die Angst davor, zu spät zu kommen.

Der Wagen schwankte, manchmal schwamm er auch, er bewegte sich, er rollte weiter, auf ein gewisses Licht oder auf einem breiteren, helleren Fleck zu, der das Ende des Tunnels markierte.

Dahinter noch bewegte sich etwas, als hätte jemand eine große Leinwand aufgebaut, auf der ein Film lief, der nur verschwommene Szenen zeigte.

Für Suko stand fest, daß er den See gefunden hatte. Er lag hinter dem helleren Streifen, versteckt, verwunschen wie ein See aus dem

Märchen, aus dem jeden Augenblick eine Prinzessin zusammen mit einem als Frosch verzauberten Prinzen steigen konnte.

So nett und märchenhaftharmlos würde es wohl nicht werden, denn Suko rechnete mit einer verdammt harten Auseinandersetzung - und bekam große Augen, als er das Ende des Weges erreicht hatte, denn als er nach rechts schaute, sah er den Rover.

Und der gehörte John Sinclair!

Er hier?

Suko stoppte, wartete noch einen Moment, bevor er aus dem Wagen stieg und die Umgebung absuchte, aber von dem Geisterjäger keine Spur mehr sah.

John war weg…

Suko spürte das Kribbeln. Er schaute nach vorn, wo sich nahe des Ufers eine leichte Dunstwand aufgebaut hatte, die aus dem Schilfgürtel hervorquoll.

Sie nahm Suko die Sicht auf den See, der ihn überraschte, weil er nicht so ruhig lag, wie er es sich vorgestellt hätte. Er war in eine gewisse Unruhe hineingeraten, er brodelte, er warf Wellen, die auch an das Ufer zurückkehrten, sich durch den Schilfgürtel wühlten und diese große Wand ins Schwanken brachte.

Und noch etwas irritierte ihn.

Auf dem Weg tobte ein Sturm.

Er hörte die unheimlichen Geräusche, das Heulen und Klagen des Windes, als hätten sich zahlreiche Seelen zusammengefunden, um ihr Leid der Welt draußen zu klagen.

Befand sich John dort?

Natürlich wollte Suko es genau wissen, aber zuvor mußte er sich vergewissern.

Daß ein Steg durch den Schilfgürtel führte, hatte er schon längst entdeckt und behielt es auch in seinem Gedächtnis.

Der Rover war leer.

Um ganz sicher zu gehen, schaute Suko auch auf der Beifahrerseite nach - und wäre beinahe über die am Boden liegende Gestalt gestolpert. Sie lag auf dem Rücken, bewegte sich nicht, sah aus wie tot.

Suko war dieser Mann unbekannt. Er untersuchte ihn hastig, stellte fest, daß er nur bewußtlos war, so daß ihm ein Stein vom Herzen fiel. Wer war diese Person?

John hatte den Mann nicht erwähnt. Vielleicht hatte er ihn zufällig getroffen, weil der Mann ihm den Weg zum Ziel hatte zeigen können. Es war alles möglich, aber nicht alles wichtig. Für ihn zählte nur, daß er seinen Freund so rasch wie möglich fand.

Die Vorstellung, daß dies auf dem See geschehen konnte, verdichtete sich immer mehr, sie wurde schon zu einer Phobie, die ihm Angst

einjagte, und er lief mit langen Schritten dem hölzernen Steg entgegen, um bis zu dessen Ende zu gelangen.

Nicht nur der weiche Dunst umgab ihn, er hörte auch das Rauschen des Wassers, das ihm wütend vorkam, und er merkte, wie heranrollende Wellen über den Steg schäumten, um wenig später seine Füße bis hoch zu den Knöcheln zu umspielen.

In dieser ungewöhnlichen Landschaft kam er sich vor wie ein Fremdkörper. Er war in sie hineingetaucht und dachte nicht daran, sie zu verlassen.

Nicht allein…

Und so ging er weiter. Rechts und links von ihm klapperten die Schilfrohre gegeneinander, als würden alte, skelettierte Knochen sich bemühen, Musik zu machen.

Der See brodelte, das Wasser wogte, hatte Berge aus Schaum bekommen, die in verschiedenen Richtungen flossen. Es hatten sich Strudel und Kreisel gebildet, und mächtige Ungeheuer schienen in der Tief zu wühlen. Aber der Sturm konzentrierte sich allein auf die Fläche des Gewässers. Das wiederum bewies dem Inspektor, wie wenig er es hier mit einem natürlichen Wind zu tun hatte.

Konnte man in dieser Hölle überleben?

Kaum, auch dann nicht, wenn man John Sinclair hieß, denn mit einem Kreuz waren diese Gewalten wohl nicht zu stoppen.

Suko blieb erst dann stehen, als er das Ende des Stegs erreicht hatte. Der letzte Balken bog sich ebenfalls durch, jetzt erfaßte ihn die Gischt sofort, denn es war nichts da, was sie gebremst hätte.

Hier hörte der Schilfvorhang auf.

Suko konnte nichts sehen.

Das Wasser toste vor ihm in die Höhe. Manchmal kam es ihm vor, als hätte jemand Glas hochgeschleudert, das sich durch eine Explosion in zahlreiche Splitter aufteilte, die Suko entgegenbrausten und ihn auch weiterhin durchnäßten.

Und doch sah er etwas.

Eine Bewegung, die anders war als die des hochgewirbelten Wassers. Da kam jemand.

Eine Gestalt?

Ja, aber nicht allein, denn sie trug und zerrte etwas hinter sich her.

Einen Menschen, einen Mann - John Sinclair!

Und die Gestalt selbst war ein Schreckgespenst, vor dem sich sogar Suko zurückzog…

***

Etwas preßte sehr kalt und brutal meine Brust zusammen, und gleichzeitig erwischte mich ein harter Schlag gegen den Kopf. Mir kam es vor, als hätte mich die steinerne Pranke eines Seeungeheuers

erwischt, das sich bisher in der Tiefe versteckt hatte. Der Treffer war sehr hart, und er rutschte an meiner gesamten Kopfseite ab, schrammte am Ohr entlang, wobei es mir schon wie ein Wunder vorkam, daß ich nicht den Mund aufriß, sondern die Lippen instinktiv zusammenpreßte, um nur kein Wasser zu schlucken.

Der Treffer löschte bei mir die Lichter. Nicht schlagartig, eher wie in einem Kino, wenn es allmählich dunkel im Zuschauerraum wurde.

Ich versank sowohl äußerlich als auch innerlich.

Mein Bewußtsein entfernte sich immer weiter von mir. Ich hielt die Augen sogar geöffnet und stürzte dennoch ab in die Lethargie. Über mir tanzte ein großer Schatten auf dem Wasser. Ich ging davon aus, daß es das gekenterte Boot war, und das hatte mich auch letztendlich erwischt. Wahrscheinlich mit seiner dicken Kante oder seinem schweren Kiel.

Das Wasser umgab mich wie eine fremde, grüne Geisterwelt. Klar und dennoch trübe.

Das Zeitgefühl hatte ich vollends verloren. Ich kam mir vor wie ein Fremdkörper, der zwischen den Dimensionen abwärts taumelte, um irgendwo liegenzubleiben.

Alles bewegte sich, sogar ein neuer Schatten, der sich in das gläserne Grün hineinschob.

Es war ein Gesicht.

Groß, unheimlich, verzerrt, hexenhaft. Dazu mit einem Mund versehen, der so wirkte, als wollte er mich schlucken, mich zerreißen und mich anschließend verdauen.

Das Wasser hatte die Haare in die Höhe gespült. Sie erinnerten mich an dünnen Tang, aber immer wieder verschwamm das Gesicht vor meinen Augen, und ich merkte auch nicht, daß sich große Hände näherten, die mit kräftigen Fingern versehen waren.

Sie packten zu.

Sie zerrten an mir, sie schüttelten mich, und sie schafften es, mich in die Höhe zu reißen.

Das bekam ich nur am Rande mit. Ich dachte auch an mein Kreuz und daran, daß ich es womöglich verloren hatte und es jetzt irgendwo im Schlamm lag.

Dann riß es den Mund auf.

Die Atemnot hatte mich bisher furchtbar gequält. Es spielte keine Rolle mehr, ob Wasser in die Lungenflügel drang oder nicht. Der Punkt der völligen Gleichgültigkeit war erreicht.

Ich keuchte, ich atmete - und ich trank die herrlich kühle, wenn auch nasse Luft.

Ich hatte es geschafft. Ich steckte nicht mehr unter Wasser, ich war wieder hochgeschwemmt worden, ein gütiges Schicksal hatte mir einen schrecklichen Tod erspart.

Oder nicht?

Etwas zerrte und riß an mir. Es hatte sich unter meinen Armen festgesetzt, es klemmte in den Achselhöhlen und drückte dort die dünne Haut zusammen.

Und es schleifte mich durch das Wasser.

Durch einen See, den die Wellen noch immer aufgewühlt und in eine tosende Hölle verwandelt hatten.

Aber ich bekam Luft. Es war nicht überall Wasser. Es gab Schaumstreifen, Gischtwolken, die dafür sorgten, daß ich atmen konnte, aber trotzdem kaum zu Kräften kam, denn man zog mich wie einen Sack über das Wasser.

Aber wer tat dies?

Ich öffnete die Augen, das Wasser rann hinein, es fand auch den Weg in meinen Mund.

Ich schmeckte den fauligen Gestank nach allmählich vergehendem Tang und nach alten Algen.

Kleine Blätter und Seegras klebten in meinem Gesicht, wurden wieder weggespült, etwas Neues kam hinzu, und auch meine unmittelbare Umgebung veränderte sich, denn ich spürte jetzt harten Widerstand unter meinen Füßen. Auch hörte ich seltsam dumpf klingende Geräusche, die von meinen Tritten hinterlassen wurden.

Es war der Steg!

Ich war gerettet!

Diese beiden Tatsachen kristallisierten sich allmählich hervor, aber noch immer war ich dermaßen groggy, daß ich mich aus eigener Kraft kaum bewegen konnte.

Man zog mich.

Sie zog mich.

Der Geist…

Ich befand mich in ihrer Gewalt, und ich dachte daran, daß sie trotz allem Klauen besaß, die brutal zupacken konnten, was einem normalen Geist eigentlich widersprach.

Da ich nicht zu ihren Freunden gehörte, gab es nur eine Möglichkeit. Sie würde versuchen, mich zu töten. Und das sehr bald, nämlich dann, wenn wir den Steg hinter uns gelassen hatten.

Dort schleuderte sie mich noch einmal hoch, bevor sie mich losließ und ich auf den Rücken fiel.

Ich landete relativ weich, der Boden federte den Aufprall ab, und ich kam mir vor wie ein nasser, toter Riesenkäfer, dem die Kraft brutal geraubt war.

Sie stand vor und über mir.

Aus dieser kurzen Entfernung hatte ich ihr Gesicht noch nie gesehen, und auch die kalten Lippen nicht, die den Mund so ungewöhnlich eckig formten, damit sie ihre Todesküsse verteilen konnte.

Die Lippen besaßen dieselbe Farbe wie die Augen. Sie schimmerten bläulich, gleichzeitig grau und mit einem leichten Grünstich versehen, keine normalen Lippen.

Meine Furcht steigerte sich. Erst vor wenigen Minuten hatte ich noch Angst davor gehabt, zu ertrinken. Das war nicht mehr der Fall, jetzt graute mir vor dem Kopf.

Die Augen waren schlimm.

So starr, so ausdruckslos, aber gleichzeitig kamen sie mir vor, als würden sie mich sezieren. Über die hellen Knochen spannte sich eine dünne Haut, sie zuckte, als das Wesen seinen Mund bewegte und darüber sprach, daß ich ihr Opfer werden würde. Ich sollte den Todeskuß empfangen; alle, die sie aufhalten würden, bekamen ihn. Sie war der Schutzengel der Frauen, sie war dazu verflucht, keine Ruhe zu finden und zwischen den Dimensionen zu wandern, um den Auftrag zu erfüllen.

Immer, für alle Zeiten…

»Den Kuß!« zischte sie mir entgegen. »Ich werde dir den Todeskuß geben! Ich werde dir das untere Gesicht zerreißen, damit du in deinem eigenen Blut ersticken kannst!«

Es ging mir noch nicht gut. Ich atmete längst nicht normal. Was da über meine Lippen drang, war mehr ein Keuchen und Ächzen und dazwischen ein Schnappen nach Luft.

Verdammt, wie kam ich hier weg? Und wo war mein Kreuz? Hatte ich es tatsächlich verloren?

Aber den leichten Druck der Kette merkte ich am Hals, nur der Druck des Kreuzes war von meiner Brust verschwunden.

»Der Kuß!« wiederholte sie und beugte sich tiefer. Für mich schien sich ihr Gesicht zu verändern.

Noch immer standen die Haare hoch. Sie bildeten einen borstigen Kamm, dem das Wasser nichts angetan und sie nicht einmal zusammengeklebt hatte. Ihr hexenhaftes Aussehen konnte nicht verändert werden. Da hatten sich der Kopf, die Beine und auch die Arme mit den Händen materialisiert, aber der Rest des Körpers war auch weiterhin in einem feinstofflichen Zustand geblieben.

»Jetzt!« keuchte sie und rammte ihren Kopf vor.

Im selben Augenblick erschien hinter ihr ein Schatten. Und dann hörte ich es klatschen.

Plötzlich zuckte ihr Schädel, als wären durch ihn schwere Stromstöße gejagt worden. Ich sah die Wolken, und ich sah auch die drei Riemen, die sich um den Kopf geschlungen hatten.

Da wußte ich, wer zugeschlagen hatte.

Suko!

***

Er trat nach dem Treffer einen Schritt zurück und hoffte, das Richtige getan zu haben.

Erst hatte er eine Silberkugel durch den Schädel jagen wollen, das war ihm nicht sicher genug gewesen. Er wollte einfach den direkten Erfolg haben und hatte sich auf die Dämonenpeitsche verlassen.

War es richtig gewesen?

Der Kopf zuckte von rechts nach links, er schnellte auch hoch, als würde dabei der Hals in die Länge gezogen.

Wieder strömte ein Zischen hervor, diesmal allerdings begleitet von einem hellen Splittern, das aufklang, als die Knochen des Schädels einzeln zerbrachen, dabei so etwas wie eine Fliehkraft bekamen und die dünne Haut auf dem Gesicht zerrissen, so daß die in Fetzen wegflog und dabei verging, wie auch der Rest des Körpers.

Er löste sich einfach auf, als wäre auch er von einem schrecklichen Schicksal befreit worden.

Ich war frei. Ich war außer Gefahr, und ich sah meinen Freund Suko breitbeinig vor mir stehen.

Noch war ich von der Rolle, denn Suko schwankte bestimmt nicht, weil er betrunken war, das lag an mir, denn mein Gleichgewichtssinn und der Kreislauf ließen noch zu wünschen übrig.

Suko kniete sich hin. »Alles okay, Alter?«

Ich grinste schief und spürte den Kloß in der Kehle. »Jetzt schon, mein Freund.«

Suko nickte. »Nicht, daß ich dir etwas vorwerfen will, aber es ist wie immer. Man kann dich einfach nicht allein lassen. Und wenn doch, muß man schnell genug sein, um dein Leben zu retten.«

»O ja.«

Er lachte und schlug mir leicht gegen die Schulter. Ich aber drehte den Kopf zur Seite, spie noch Flüssigkeit aus und stemmte mich dann langsam in die Höhe.

Suko half mir auf die Beine.

»Weißt du was?« sprach ich ihn an.

»Nein.«

»Eines hat mich der Fall gelehrt. Schutzengel sind auch nicht mehr das, was sie einmal waren.«

»Wenn du das sagst«, erwiderte mein Freund lachend, »dann wird es wohl stimmen…«

ENDE